

Wissenschaftliche Hausarbeit im Rahmen der Ersten
Staatsprüfung für das Lehramt an Gymnasien im Fach Philosophie,
eingereicht dem Amt für Lehrerbildung - Prüfungsstelle Marburg - .

Thema:

**Wittgensteins Familienähnlichkeit.
Interpretationen und Formalisierungen**

Verfasser:

Malvin Gattinger
Bauerbacher Str. 9
35043 Marburg

Gutachter:

Prof. Dr. Christoph Demmerling

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	1
1 Wittgensteins Familienähnlichkeit	4
1.1 Ludwig Wittgenstein	4
1.2 Tractatus logico-philosophicus	5
1.3 Beginn der Philosophischen Untersuchungen	8
1.4 Familienähnlichkeit	11
1.5 Offene Fragen	14
1.6 Beispiele für Familienbegriffe	15
1.7 Zur Wortwahl	18
2 Interpretationen	20
2.1 Eine gewisse Anzahl an Merkmalen (Bambrough)	20
2.2 Indirekte Verwandtschaft (Wennerberg)	22
2.3 Keine gemeinsamen Eigenschaften (Baker / Hacker)	24
2.4 Mehr als nur mehrere Bedeutungen (Glock)	26
2.5 Offenheit und Unexaktheit (Savigny)	30
2.6 Eine reine Analogie (Kienzler)	33
2.7 Ähnlichkeit und Willkür (Goeres)	35
3 Konsequenzen	38
3.1 Konsens und Dissens	38
3.2 Weitere Beispiele	39
3.3 Wirkungsgeschichte und Bedeutung	41
3.4 Fazit	43

4	Formalisierungen	46
4.1	Konventionen und Schreibweisen	46
4.2	Mehrstellige Familienbegriffe	47
4.3	Mehrere Merkmale oder Ketten	48
4.4	Notwendig und Hinreichend	50
4.5	Der Disjunktions-Einwand	50
4.6	Eine Interpretationsübersicht und Arbeitsdefinition	53
4.7	Intension und Extension	53
4.8	Das Komprehensionsaxiom	55
4.9	Eine Analogie	57
4.10	Mögliche Einwände	58
4.11	Ausblick	59
	Literaturverzeichnis	60
	Danksagung	63
	Erklärung	64

Einleitung

Was ist ein Spiel? - Diese Frage und ihre Verallgemeinerung auf andere Begriffe bietet einen Einstieg in eines der zentralen Konzepte im philosophischen Werk von Ludwig Wittgenstein: Wie kommt es, dass wir im Alltag die Wörter „Spiel“, „Regel“, „Satz“, „Sprache“, „Zahl“ gebrauchen können bzw. uns über ihren richtigen Gebrauch einig sind, ohne dass wir über eine exakte Definition ihrer Bedeutung verfügen? Wenn wir keine genauen Merkmale angeben können, wann wir etwas ein „Spiel“ nennen, können wir das Wort dann überhaupt gebrauchen und damit sinnvoll etwas aussagen?

Wittgensteins Antwort auf diese Fragen ist eine Analogie, bzw. zusammen mit weiteren Überlegungen ein ganzes Konzept: *Familienähnlichkeit*. Knapp formuliert ist es nach Wittgenstein kein reales Problem, dass wir nicht über exakte Definitionen unseres Vokabulars verfügen und solche muss es auch nicht geben, um unserem Sprechen einen Sinn zu geben: Viel mehr seien die Dinge, welche wir mit dem gleichen Begriff bezeichnen einander ähnlich, wie auch die Mitglieder einer Familie sich ähnlich sehen, auch wenn es bei Familien - das Aussehen betreffend - kein eindeutiges Merkmal der Art „Alle Mitglieder der Familie Gattinger haben blaue Augen und schwarze Haare“ gibt.

Auf dieser Seite der Analogie ist uns klar, dass wir, auch wenn wir solch einen Gedanken nicht haben und auch wenn sich solch ein Satz über die Familie Gattinger nicht finden würde, dennoch problemlos Mitglieder der Familie Gattinger an ihrem Aussehen erkennen können, wenn wir schon einige andere getroffen haben. Genauso soll es nach Wittgenstein auch auf der anderen Seite der Analogie möglich sein, dass wir Begriffe sinnvoll verwenden können, obwohl wir über keine Definition verfügen. Eingebettet ist diese Idee Wittgensteins in ein Verständnis von Sprache bzw. mit seinem Vokabular von „Sprachspielen“ in denen es keine festgelegten und festlegenden Regeln gibt, sondern diese in sozialen Prozessen durch den Gebrauch von Begriffen erst entstehen.

So wenig Wittgenstein selbst zur Familienähnlichkeit geschrieben hat und so sehr er es vermeidet, allgemeine, exakte Aussagen darüber zu

machen, welche Begriffe von dieser Art sind, so ausgiebig fand und findet in der Sekundärliteratur eine Diskussion darüber statt, wie genau Familienähnlichkeit zu verstehen ist. Die Interpretationen unterscheiden sich insbesondere darin, wie formal sie den Begriff Familienähnlichkeit selbst festhalten, das heißt welche (Art von) Kriterien dafür geliefert werden, unter welchen Bedingungen ein Begriff ein Familienbegriff im Sinne Wittgensteins ist. Außerdem ziehen die Autoren unterschiedliche Schlüsse, ob ein Begriff weniger exakt, eindeutig, sinnvoll (oder auch: wissenschaftlich nutzbar) ist, wenn seine Anwendungsfälle „nur“ durch eine Familienähnlichkeit vereint werden können.

Die Interpretationen und Schlussfolgerungen decken interessanterweise das gesamte Spektrum ab, welchen Anteil diese Art von Begriffen an unseren Alltags- und Fachsprachen haben soll: Zwischen allen Begriffen der Alltagssprache und nur wenigen Wörtern, darunter Wittgensteins eigenen Beispielen und vor allem dem Vokabular der Alltagspsychologie, werden viele Meinungen vertreten.

Ziel dieser Arbeit ist es, die bekannteren Interpretationen vorzustellen, miteinander zu vergleichen und den folgenden Fragen nachzugehen: Wo herrscht Konsens, was Wittgenstein gemeint haben könnte und wo gibt es welche unterschiedliche Auslegungen?

Gibt es eine Menge aller Spiele? Können wir uns eine Liste vorstellen, auf der alle Spiele aufgelistet werden? Wäre diese Liste endlich oder würde sie nie aufhören? Und wie sähe es mit einer Liste aller Sprachen, Sätze, Regeln, Zahlen etc. aus?

So wie Wittgenstein mit der Familienähnlichkeit den Zusammenhang zwischen Begriffen und Merkmalen ordnen und erklären wollte, so wollten - ebenfalls zu Beginn des 20. Jahrhunderts - im Rahmen der Grundlagenkrise der Mathematik verschiedene Autoren die Zusammenhänge zwischen Mengen, Prädikaten und Klassen zu ordnen, um die Mathematik auf einem „soliden Fundament“, das heißt ausschließlich auf Logik aufzubauen. Das bekannteste Problem aus diesem Diskurs ist Russells Antinomie, welche die naive Mengenlehre ad absurdum führt. Sie folgt aus dem sogenannten Komprehensionsaxiom, welches knapp formuliert fordert: „Zu jedem Prädikat gibt es eine Menge, die genau die Dinge als Elemente hat, welche dieses Prädikat aufweisen.“

In der heutigen Logik und dem Grundaufbau der Mathematik ist es daher üblich, zwischen Mengen und Klassen zu unterscheiden und das Komprehensionsaxiom nur noch in einer eingeschränkten Form zu fordern. Das

heißt: Nicht zu jedem Prädikat gibt es eine entsprechende Menge. Es gibt Beschreibungen von Dingen, die nie zu einer Liste dieser Dinge führen können.

Meines Erachtens lässt sich zwischen dem Konzept der Familienähnlichkeit und dem Scheitern des Komprehensionsaxioms eine gewinnbringende Analogie aufbauen. Zur Vorbereitung dieser ist die Frage wichtig, wie und ob Familienähnlichkeit mit formaler Logik behandelt werden kann.

Im ersten Teil der Arbeit werden nach einer kurzen Einordnung, in welchem Gesamtzusammenhang Wittgenstein das Konzept der Familienähnlichkeit einführt, die (wenigen) Textstellen an denen er sich explizit dazu äußert vorgestellt und systematisch untersucht. Dabei soll der Fokus auf der Frage liegen, an welchen Stellen Wittgenstein Hinweise gibt, wie und ob der Begriff der Familienähnlichkeit von ihm eindeutig definiert wird bzw. definiert oder gar formalisiert werden kann.

Anschließend werden im zweiten Teil einige der bekanntesten Interpretationen der „Philosophischen Untersuchungen“ dahingehend untersucht, wie sie jeweils Familienähnlichkeit verstehen und welche weiteren Gedanken sie Wittgenstein diesbezüglich zuschreiben. Die Interpretationen werden in chronologischer Reihenfolge präsentiert, um Bezüge aufeinander sinnvoll einbringen zu können und inhaltliche Wiederholungen zu vermeiden.

Im dritten Teil werden die verschiedenen Auslegungen dann verglichen und voneinander abgegrenzt. Sowohl die Aussagen, wann gemäß den verschiedenen Interpretationen ein Begriff ein Familienbegriff ist, als auch die Argumente für und gegen verschiedene Interpretationen werden hier geordnet.

Als Ausblick wird im vierten und letzten Teil der Arbeit der Versuch einer Formalisierung unternommen: Wittgensteins Aussagen und die zentralen Punkte der vorgestellten Interpretationen werden formalisiert und in einem Satzgefüge geordnet. Zum Ende schließlich werden eine Analogie zwischen dem Konzept der Familienähnlichkeit und dem Komprehensionsaxiom bzw. seiner Ablehnung aufgestellt und mögliche Einwände erörtert.

1 Wittgensteins Familienähnlichkeit

1.1 Ludwig Wittgenstein

Ludwig Wittgenstein lebte von 1889 bis 1951¹ und zählt ohne Frage zu den wichtigsten und einflussreichsten Philosophen des 20. Jahrhunderts. Eine in der Sekundärliteratur übliche aber nicht unstrittige Einteilung seines Werkes unterscheidet zwischen Wittgenstein-alt und Wittgenstein-neu, manchmal auch *Wittgenstein-1* und *Wittgenstein-2* genannt, wobei damit sowohl seine beiden Schaffensphasen voneinander abgegrenzt werden sollen, als auch inhaltliche Differenzen zwischen den früheren und späteren Werken.

Wie diese Wortwahl nahe legt, ist Wittgensteins Biographie und Philosophie gekennzeichnet von mindestens diesem einen Umbruch, wenn er sich nicht sogar auf mehrere kleine verteilt: Nach drei Semestern Maschinenbaustudium in Berlin beginnt Wittgenstein 1911 (vermutlich auf einen Vorschlag von G. Frege hin) in Cambridge bei B. Russell Philosophie und Mathematik zu studieren. Mit diesem verbindet ihn von da an eine enge Freundschaft und ein ebenso intensiver akademischer Streit. Weitere Bekannte in Cambridge werden J. M. Keynes, F. P. Ramsey und G. E. Moore.

Nach dem Kriegsausbruch 1914 meldet Wittgenstein sich freiwillig beim Militär, und gelangt 1918 in Gefangenschaft. Während dieser Zeit vollendet er den *Tractatus logico-philosophicus*, sein bekanntestes Werk. Passend zur Aussage an dessen Ende, dass sich auf Grund der Struktur der Sprache und der von ihr verwendeten Logik über viele Probleme der Philosophie nicht sinnvoll sprechen lässt, drängt es ihn auch nicht, sich weiter mit solchen zu beschäftigen. So sind es dann nach mehreren gescheiterten Versuchen seinerseits auch die eben genannten Bekannten, die 1921 für eine Veröffentlichung des *Tractatus* sorgen.

¹Alle folgenden biographischen Daten stammen aus [Schulte 2001] und [Buchholz 2006].

Er selbst wird von 1920 bis 1926 Volksschullehrer in Österreich, was ihm jedoch wohl nur wenig Freude bereitet und nach kurzer Tätigkeit als Architekt kehrt er dann wieder zur Philosophie und damit auch nach Cambridge zurück. Hier reicht er 1929 den *Tractatus* als Doktorarbeit ein. Während der nun folgenden zweiten Schaffensphase entstehen unter anderem die *Philosophischen Bemerkungen* sowie diverse Vorlesungsmitschriften und Diktate, darunter insbesondere *The Big Typescript*, *The Blue Book* und *The Brown Book* [BB]. Außerdem stammt aus dieser Zeit ein Manuskript, welches später als *Philosophische Grammatik* [PG] veröffentlicht wurde.

Zwischen 1936 und 1946 schreibt Wittgenstein die neben dem *Tractatus* am bekanntesten gewordenen *Philosophischen Untersuchungen* [PU], auf welche auch in dieser Arbeit hauptsächlich Bezug genommen wird. In diesen wendet sich Wittgenstein gegen zentrale Gedanken des *Tractatus* und entwirft im Kontrast zum dort unternommenen Versuch, die logische Struktur der Sprache ausmachen zu können, das Konzept der „Sprachspiele“.

Allen Schriften außer dem *Tractatus* ist gemeinsam, dass sie nicht mehr zu Wittgensteins Lebzeiten veröffentlicht wurden, da er selbst sie nicht für abgeschlossen erachtete.

1.2 *Tractatus logico-philosophicus*

Zum Verständnis und zur Interpretation der *Philosophischen Untersuchungen* ist meines Erachtens zumindest eine grobe Vorstellung des Projektes welches Wittgenstein im *Tractatus* unternimmt und zu welchem Ergebnis er kommt, notwendig. Insbesondere mit Blick auf die Frage, in welchem Zusammenhang die Alltagssprache und formale Sprachen bzw. Formalisierungen stehen, scheint es mir richtig und wichtig, diese zunächst „an Wittgenstein-alt zu richten“. Dabei erhebt der folgende Abschnitt keinen Anspruch auf eine umfassende Interpretation oder gar Zusammenfassung des *Tractatus*, sondern soll lediglich der Vorbereitung dienen.

Der *Tractatus* ist schon von seiner Aufmachung her ein außergewöhnlicher Text: Sätze und Absätze sind in einer Hierarchie durchnummeriert, die laut Wittgenstein selbst ihr „logische[s] Gewicht“² angeben sollen. Dass damit jedoch „weiter unten“ stehende Sätze, das heißt solche mit

²[TLP, S. 11]

mehreren Ziffern weniger wichtig oder zentral sind, wird von vielen Interpretationen bestritten, da sich auch sehr grundlegende Behauptungen hinter längeren Nummern finden.³

Im *Tractatus* möchte Wittgenstein die Frage behandeln, was sich überhaupt sagen lässt, also worüber wir *sinnvoll sprechen* können. Er analysiert dazu unsere Sprache und sieht die Logik als ihre zentrale Struktur an. Wir formulieren Sätze, die Behauptungen über die Welt enthalten. Dies ist laut Wittgenstein möglich, da die Welt aus Tatsachen, das heißt bestehenden Sachverhalten zusammengesetzt ist.⁴

In unseren Sätzen vertreten einzelne Teile jeweils einzelne Teile der Welt, von denen (und nicht *mit* denen) wir reden:

„Der Name vertritt im Satz den Gegenstand. Die Gegenstände kann ich nur *nennen*. Zeichen vertreten sie. Ich kann nur *von* ihnen sprechen, *sie aussprechen kann ich nicht*. Ein Satz kann nur sagen, *wie ein Ding ist, nicht was es ist*.“⁵

Die Bedeutung eines Zeichens ist also der Gegenstand für welchen das Zeichen steht bzw. im Fall von nicht-singulären Termini die Gesamtheit der Gegenstände. Wenn wir mehrere Zeichen in einem Satz verwenden, so stellt dieser Satz ein Bild der Tatsache dar, welche er behauptet. Dieser Bild-Charakter ist laut Wittgenstein in Alltagssprachlichen Sätzen verborgen, wir können ihn aber zum Beispiel in formalen Schreibweisen wie „aRb“ noch erkennen.⁶ Diese Bildartigkeit meint jedoch nicht die eines Fotos, sondern wie Wittgenstein selbst vergleicht, die einer Partitur im Verhältnis zur von ihr notierten Musik oder einer Schallplatte: Es benötigt einen durch Regeln festgelegten Prozess, der vom einen zum anderen führt. Im Falle des Satzes ist dies unsere Kenntnis der Begriffe, im Falle einer Partitur die Umsetzung von Noten in Töne mittels eines Instrumentes.⁷

Dieses Abbildungs-Verhältnis ist also zentral für das Bild von Sprache, welches Wittgenstein hier aufstellt: „Die Möglichkeit des Satzes beruht auf dem Prinzip der Vertretung von Gegenständen durch Zeichen.“⁸ Wenn ein Satz also Zeichen enthält, die nichts vertreten, handelt es sich nicht um einen sinnvollen Satz. Dann könnten wir ihn auch nicht verstehen,

³Vgl. [Schulte 2001, S. 57]

⁴Vgl. [TLP, § 1]

⁵[TLP, §§ 3.22f]

⁶Vgl. [TLP, § 4.012]

⁷Vgl. [Schulte 2001, S. 77]

⁸[TLP, § 4.0312]

denn „[e]inen Satz verstehen, heißt, wissen was der Fall ist, wenn er wahr ist.“⁹ Kontradiktionen und Tautologien sind nach Wittgenstein keine sinnvollen Sätze, da sie keine solche Behauptung über die Welt enthalten. Es gibt keine Tatsachen, die der Fall sein müssten, damit sie wahr sind. Wittgenstein würde auch einen Einwand wie „Wenn ich weiß, dass *keine* Sätze der Fall sein müssen, damit dieser Satz wahr ist, dann weiß ich auch *welche* Sätze es sind.“ wahrscheinlich ablehnen. Denn die leere Forderung, dass keine Sätze wahr sein müssen, ist überhaupt keine echte Forderung. Sie ist zudem völlig unabhängig von den Elementarsätzen die in der Tautologie vorkommen und kann somit nichts mit dem Verstehen des Satzes zu tun haben. Zusammengefasst sagt Wittgenstein, dass wir bei Tautologien und Kontradiktionen nicht sinnvoll von Verstehen reden können.¹⁰

Zwischen den beiden Extremen Kontradiktion und Tautologie liegen die sinnvollen Sätze, die Wittgenstein nun versucht in einer allgemeinen Form zusammen zu fassen. Da sich seinem Verständnis nach alle diese Sätze als Kombinationen von Elementarsätzen und logischen Junktoren schreiben lassen, gelangt man folgendermaßen zu dieser Form: Zunächst werden alle Junktoren auf einen einzigen zurückgeführt, Wittgenstein wählt hier die gemeinsame Negation, die er mit $(\neg \dots \neg W)(\xi, \dots)$ notiert.¹¹ Alle anderen Junktoren und damit auch Sätze entstehen also durch wiederholte Anwendung dieses Junktors auf eine gewisse Menge von Elementarsätzen.¹²

Damit besteht die allgemeine Form eines Satzes aus der Anweisung, auf eine Menge von Elementarsätzen ξ den Junktoren $(\neg \dots \neg W)$ anzuwenden und diesen Vorgang zu wiederholen.¹³ Da das Widerspiegeln von Sachverhalten, die durch Elementarsätze vertreten werden, bzw. komplexen Tatsachen, die aus mehreren Sachverhalten¹⁴ bestehen, die einzige Aufgabe der Sprache ist, erfasst diese *allgemeine Form* alles wovon sich sinnvoll sprechen lässt.

⁹[TLP, § 4.024]

¹⁰Vgl. [TLP, § 4.46ff]

¹¹Diese Idee findet sich ebenfalls bei [Nicod 1920] und darauf aufbauend auch in [PM, S. 127]. Es ist scheinbar nicht geklärt, ob Wittgenstein sie von dort entnommen hat, es kann aber wohl davon ausgegangen werden, dass ihm beide Texte bekannt waren.

¹²Vgl. [TLP, § 5.5ff]

¹³Vgl. [Schulte 2001, S. 80]

¹⁴Zur Unterscheidung von Sachverhalt und Tatsache schreibt Wittgenstein in einem Brief an Russell am 19.8.1919: „Ein Sachverhalt ist, was einem Elementarsatz entspricht, falls er wahr ist. Eine Tatsache ist, was dem logischen Produkt von Elementarsätzen entspricht, falls dieses Produkt wahr ist.“ (zitiert nach [Schulte 2001, S. 70])

Der *Tractatus* endet schließlich mit dem berühmten Satz „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.“¹⁵ Dies bezieht Wittgenstein in der vorletzten Bemerkung auch auf den Inhalt des *Tractatus* selbst und vergleicht diesen mit einer Leiter, die man wegwerfen kann, nachdem man sie hinaufgestiegen ist. Die Analyse der Sprache hat für ihn gezeigt, dass Sprache und Logik uns in unserer Ausdrucksfähigkeit einschränken. Die Probleme der Philosophie entstehen, wenn wir uns nicht an diese Grenzen halten, wenn wir versuchen das nach Wittgenstein „Unsagbare“ zu sagen. Daher handelt es sich bei ihnen um rein semantische Scheinprobleme.¹⁶

1.3 Beginn der Philosophischen Untersuchungen

Die *Philosophischen Untersuchungen* [PU] sind neben und nach dem *Tractatus* das wichtigste und bekannteste Werk Wittgensteins. Er kündigt in deren Vorwort an, nun die Gegenstände behandeln zu wollen, mit denen er sich die vorigen 16 Jahre lang beschäftigt hat: „Den Begriff der Bedeutung, des Verstehens, des Satzes, der Logik, die Grundlagen der Mathematik, die Bewußtseinszustände und Anderes.“¹⁷ Dieser Ankündigung wird er nur teilweise gerecht, denn insbesondere zu den Grundlagen der Mathematik und zur Psychologie enthalten die *Philosophischen Untersuchungen* kaum Überlegungen. Es wurden jedoch einige von Wittgensteins Überlegungen hierzu gesondert in den *Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik* [BdGM] veröffentlicht.

Wittgenstein schickt im Vorwort eine Warnung vorweg, dass ihm eine systematische Zusammenstellung und Ordnung der Gedanken nicht gelungen ist und auch nie gelingen wird, da die „Natur der Untersuchung“ uns zwingt, „ein weites Gedankengebiet, kreuz und quer, nach allen Richtungen hin zu durchreisen“¹⁸. Das Werk ist daher auch nicht in Kapitel oder andere Abschnitte gegliedert, sondern besteht aus meist recht kurzen durchnummerierten Abschnitten, die zwar in einem gewissen linearen Zusammenhang stehen, aber auch viele implizite und explizite Querverweise enthalten.

Viele Grundgedanken aus den *Philosophischen Untersuchungen* welche

¹⁵[TLP, § 7]

¹⁶Vgl. [TLP, § 6.53]

¹⁷[PU, Vorwort]

¹⁸[PU, Vorwort]

hier aufgegriffen werden, finden sich bereits im *Blauen Buch* [BB], welches Wittgenstein 1934/35 einigen seiner Studenten in Cambridge diktierte. Einige Formulierungen und Beispiele sind dort sogar schon in ähnlichem Wortlaut¹⁹ vorhanden. Da die *Philosophischen Untersuchungen* jedoch später entstanden sind und an vielen Stellen eine strukturiertere Argumentation aufweisen wird im Folgenden fast ausschließlich auf sie verwiesen.²⁰

Zu Beginn des eigentlichen Textes zitiert Wittgenstein die *Confessiones* des Augustinus' um das dort verwendete klassische Sprachbild zu rekonstruieren:

„Die Wörter der Sprache benennen Gegenstände - Sätze sind Verbindungen von solchen Benennungen. - In diesem Bild von der Sprache finden wir die Wurzeln der Idee: Jedes Wort hat eine Bedeutung. Diese Bedeutung ist dem Wort zugeordnet. Sie ist der Gegenstand, für welchen das Wort steht.“²¹

Diese Vorstellung wird nun von Wittgenstein fortgesetzt zu einer allgemeinen Theorie darüber, wie wir Sprache verwenden. Am Beispiel eines Einkaufszettels erläutert er, dass wir gemäß dem klassischen Sprachbild über eine Art abstrakte Tabelle verfügen müssten, die Begriffe und reale Dinge sowie deren Eigenschaften einander zuordnet, so zum Beispiel den Begriff „rot“ einem gewissen Farbmuster.

Anschließend bezeichnet er diese Vorstellung und den enthaltenen philosophischen Begriff der Bedeutung als „primitiv“ und behauptet, dass Augustinus' Erläuterung nicht zu unserer alltäglichen, sondern lediglich zu einer „vollständigen primitiven“ Sprache passen würde. Als Beispiel skizziert er die Verständigung zweier Bauarbeiter, die lediglich vier Wörter für Dinge verwenden, welche sie vom jeweils anderen gereicht bekommen möchten.²²

Um den Kontrast dieses Beispiels zur Alltagssprache zu verstärken erscheint dann Wittgensteins zentrales Beispiel für einen Begriff, dessen Bedeutung sich nicht eindeutig an Hand weniger Merkmale bestimmen lässt: „Spielen“ sei nicht zu verwechseln mit den Brettspielen, und eine Definition der Art „daß man Dinge, gewissen Regeln gemäß, auf einer Fläche verschiebt“²³ erfasse daher nur letztere.

¹⁹Zu beachten ist jedoch, dass das *Blaue Buch* im Original auf Englisch verfasst ist.

²⁰Für verschiedene Vermutungen und Belege, zu welcher Zeit Wittgenstein bereits die grundlegende Idee zur Familienähnlichkeit im Sinn hatte vgl. [Goeres 2000, S. 167ff]

²¹[PU, § 1]

²²Vgl. [PU, § 2]

²³[PU, § 3]

Mit „Sprachspiel“ bezeichnet Wittgenstein sowohl tatsächliche Spiele, „mittels welcher Kinder ihre Muttersprache erlernen“, als auch primitive Sprachen wie das Bauarbeiter-Beispiel im zweiten Paragraphen. Letztere können außerdem als Teilvokabular, also auch als Ergebnis der Betrachtung eines Ausschnitts unserer Alltagssprache, sozusagen einer lokalen Analyse auftreten. Zentral ist auch, dass für Wittgenstein nicht nur die Sprache zum Sprachspiel zählt, sondern auch die „Tätigkeiten, mit denen sie verwoben ist“²⁴. So gehört zum Beispiel zum Sprachspiel der Bauarbeiter das Anreichen der genannten Teile essentiell dazu.

Wittgenstein erweitert die Bauarbeiter-Sprache mit weiteren Vokabeln und gelangt mit Hilfe weiterer Beispiele zu der Aussage, dass es keine „vollständige“ Sprache geben kann, deren Sätze nicht mehr durch ausführlichere Sätze einer anderen Sprache analysiert werden können. Ob ein Satz „elliptisch“, das heißt eine verkürzte Form eines anderen Satzes, ist, hängt von der Betrachtungsweise, das heißt dem gerade relevanten Sprachspiel ab.²⁵

Um die Vorstellung, dass alles Sprechen in das Augustinische Schema des Benennens passen würde, noch deutlicher zurück zu weisen, gibt Wittgenstein schließlich eine Liste der „Mannigfaltigkeit der Sprachspiele“. Hier wendet er sich auch das erste Mal explizit gegen seine eigenen Überlegungen im *Tractatus* und deutet an, dass „was Logiker über den Bau der Sprache gesagt haben“ lange nicht alle diese Vorgänge und Aufgaben der Sprache erfassen kann.²⁶ Die Stärke dieser Kritik liegt meines Erachtens darin, dass das Darstellen und Widerspiegeln von Sachverhalten, also die einzige Aufgabe, welche die Sprache im *Tractatus* zugewiesen bekommt, keinen Unterschied zwischen den hier genannten Phänomenen Befehlen, Berichten, einen Witz machen, Bitten, Danken, Fluchen, usw. erklären könnte.

Wittgenstein stellt also mit den Sprachspielen eine alternative Theorie der Sprache auf, die nicht mehr den Fehler macht, alle sprachlichen Vorgänge analog zum Benennen von Gegenständen zu verstehen:

„Das Benennen ist eine Vorbereitung zur Beschreibung. Das Benennen ist noch gar kein Zug im Sprachspiel, - so wenig, wie das Aufstellen einer Schachfigur ein Zug im Schachspiel“²⁷

Sein zentraler Punkt ist, dass die Bedeutung eines Wortes in dessen Ge-

²⁴[PU, § 7]

²⁵Vgl. [PU, § 18 und § 20, auch § 48]

²⁶[PU, § 23]

²⁷[PU, § 49]

brauch liegt.²⁸ Im Kontrast zum *Tractatus* ließe sich formulieren: Wir verstehen einen Satz oder ein Wort, wenn wir seine Anwendungsfälle kennen. Der Satz ist nicht ein Bild eines Sachverhalts, sondern ein Spielzug in einem Sprachspiel.

Diese Bedeutungstheorie löst auf den ersten Blick hin auch den in der antiken Philosophie üblichen Einwand, dass die Bedeutung von Wörtern unzerstörbare Einzeldinge sein müssen, da sonst eine Welt in der alles zerstörbare zerstört ist nicht mehr beschreibbar wäre.²⁹ Der Gebrauch eines Wortes benötigt keinen eigenständig ontologischen Status, sondern besteht schlicht aus den Handlungen der Sprechenden.³⁰

1.4 Familienähnlichkeit

Nachdem er also mit mehreren Beispielen das klassische Sprachbild ausführlich kritisiert und seinen Gegenentwurf bereits skizziert hat, widmet Wittgenstein sich dem Grundproblem, dass wir bei vielen Begriffen nicht über eine eindeutige Definition verfügen.

Zur Lösung bzw. um zu zeigen, dass dies ein Scheinproblem ist, führt er in den Paragraphen 65 bis 80 der *Philosophischen Untersuchungen* das Konzept der Familienähnlichkeit ein. Er tut dies an dieser Stelle auch um auf einen Vorwurf seines fiktiven Gesprächspartners, dass er bisher keine klare Definition von „Sprache“ geschweige denn seinem Neologismus „Sprachspiel“ angegeben habe, zu antworten: „Und das ist wahr.“³¹

Wittgenstein nach gibt es nämlich wirklich nichts, „was allem, was wir Sprache nennen, gemeinsam ist“³². Stattdessen sind die Vorgänge die zur oben erwähnten Mannigfaltigkeit der Sprachphänomene gehören lediglich einander ähnlich und auf eine bestimmte Art und Weise miteinander verwandt.

Sowohl als Analogie zu „Sprache“ wie auch als eigenständiges Beispiel für einen weiteren derartigen Begriff bringt Wittgenstein „Spiel“ ins Spiel: In der Gesamtheit aller Brettspiele, Kartenspiele, Ballspiele, usw. gibt es laut ihm ebenso wenig eines gemeinsame Eigenschaft. Wittgenstein fordert von seinem Leser, nicht automatisch davon auszugehen, dass es eine

²⁸Vgl. [PU, § 43]

²⁹[PU, § 55]

³⁰Hierfür argumentiert insbesondere [Bambrough 1960], siehe dazu 2.1.

³¹[PU, § 65]

³²[PU, § 65]

solche geben muss, nur weil wir das Wort 'Spiel' für alle diese verwenden: „[S]ondern schau!“³³

Es wird von ihm nicht geleugnet, dass es zwischen einigen Spielen große Gemeinsamkeiten gibt, doch ziehen sich solche Züge, wie Wittgenstein sie nennt, stets nur durch Teilmengen aller Spiele. Bei vielen Spielen gibt es Gewinner und Verlierer, doch „wenn ein Kind den Ball an die Wand wird und wieder auffängt, so ist dieser Zug verschwunden.“³⁴

Schließlich charakterisiert Wittgenstein diese Ähnlichkeiten mit dem Wort „Familienähnlichkeiten“³⁵. Zu beachten ist, dass hier in den *Philosophischen Untersuchungen* und auch im Blauen Buch „Spiel“ als zentrales Beispiel für einen solchen Begriff betrachtet wird, bevor der Begriff „Familienähnlichkeit“ selbst erscheint.³⁶

Dies lässt meines Erachtens auf zwei Dinge schließen: Erstens ist „Spiel“ für Wittgenstein das Paradebeispiel für einen Familienbegriff. Zweitens ist die Familienähnlichkeit nicht primär ein abstraktes Konzept, sondern ergibt sich aus der Betrachtung von Beispielen.

Den Begriff „Familienähnlichkeit“ wählt Wittgenstein um das oben bereits genannte Verwandtsein mit einer Analogie näher zu beschreiben: So wie sich die Mitglieder einer Familie (in den meisten Fällen) ähnlich sind, was „Wuchs, Gesichtszüge, Augenfarbe, Gang, Temperament, etc.“³⁷ betrifft, sind sich auch die Dinge die wir mit einem Begriff bezeichnen ähnlich.

Es wäre jedoch ein Irrtum, in diese Analogie auch die offensichtliche Gemeinsamkeit der Mitglieder einer biologischen Familie mit einzubeziehen: Die genetische Verwandtschaft. Doch lassen wir auf dieser Seite der Analogie statt dem biologischen Begriff einer Familie von Menschen mit gemeinsamen Vorfahren einen allgemeineren wie zum Beispiel „Eine Gruppe von Menschen, die zusammen wohnt“ zu, so geht mit der ungewollten genetischen Verwandtschaft auch die gewollte Ähnlichkeit verloren. Wittgenstein ist also auf eine biologische Familie angewiesen, seine Analogie baut aber zentral darauf, dass deren genetische Gemeinsamkeit keine Entsprechung hat.

Als weiteres Beispiel führt Wittgenstein „Zahl“ an und gibt einen wichtigen Hinweis, was genau miteinander verwandt sein soll: Wir bezeichnen Dinge als Zahl, die verwandt sind mit dem, „was man bisher Zahl genannt

³³[PU, § 66]

³⁴[PU, § 66]

³⁵[PU, § 67]

³⁶Vgl. [BB, S. 37]

³⁷[PU, § 67]

hat“³⁸. Das jeder Familienbegriff ist historisch, in dem Sinne, dass über einen längeren Zeitraum sehr verschiedene Dinge mit ihm bezeichnet werden können. Ob etwas mit einem Familienbegriff bezeichnet wird entscheidet sich dabei nicht nach bestimmten von vornherein festgelegten Kriterien, sondern hängt von den bisher mit dem Begriff bezeichneten Dingen ab.

Als weitere Metapher vergleicht Wittgenstein dieses Hinzufügen von Dingen, wodurch wir den Begriff der Zahl ausdehnen, mit dem Spinnen eines Fadens, wobei die einzelnen Fasern ineinander übergreifen.

Mit Hilfe dieser Metapher geht Wittgenstein auch sogleich auf einen sich anbietenden und auch in der Sekundärliteratur ausgiebig diskutierten Einwand ein, den ich im Folgenden als *Disjunktions-Einwand* bezeichnen werde: Selbst wenn die Dinge, welche unter einem bestimmten Begriff zusammengefasst werden, kein gemeinsames Merkmal aufweisen, so ließe sich doch eine Disjunktion aus verschiedenen Merkmalen aufstellen, deren Erfüllung dann alle diese Dinge gemeinsam hätten.³⁹

Alle Spiele zum Beispiel würden dann die Forderung „Es ist ein Brettspiel oder ein Kartenspiel oder ein Ballspiel oder ...“ erfüllen. Müssten hierfür noch jeweils einige Teilmengen der Dinge eine Gemeinsamkeit aufweisen, also eine Art von Untergruppen wie „Brettspiele“ existieren, so ließen sich als Disjunkte auch gleich die jeweiligen Identitäten mit den einzelnen Dingen verwenden. Für den Begriff „Spiel“ ließe sich dann der Satz „Es ist Fußball oder es ist Handball oder es ist Skat oder es ist russisches Roulette oder ...“ aufstellen.

Ob diese Disjunktion aber auch unendlich sein dürfte und welche Konsequenzen dies hätte, lässt Wittgenstein seinen fiktiven Gesprächspartner gar nicht erst erläutern. Schon vorher lehnt er den Einwand mit dem Vorwurf ab: „[H]ier spielst du nur mit einem Wort.“⁴⁰ In der Metapher des Fadens entspräche ein solcher Einwand der Behauptung „es läuft ein Etwas durch den ganzen Faden, - nämlich das lückenlose übergreifen dieser Fasern.“⁴¹

Was genau Wittgenstein damit meint, ist strittig und soll daher erst später bei der Besprechung verschiedener Interpretationen dieser Textstelle wieder Erwähnung finden.⁴²

³⁸[PU, § 67]

³⁹Vgl. [PU, § 67]

⁴⁰[PU, § 67]

⁴¹[PU, § 67]

⁴²Siehe auch 2.3 zur Argumentation von Baker und Hacker, dass sich Wittgensteins „Wort“ auf „gemeinsam (haben)“ beziehen soll.

Es scheint, dass Familienbegriffe weniger genau definiert sind als Begriffe zu denen wir eine Definition der üblichen Art, in dem Sinne, dass ihr Gebrauch nicht geregelt oder anderweitig unklar sein könnte. Und es ist wahr, dass für einen Familienbegriff nicht eindeutig klar sein muss, welche Dinge darunter fallen und welche nicht. Dies ist jedoch im Sprachbild Wittgensteins kein Problem, denn die Bedeutung eines Begriffs ist für ihn nicht wie im klassischen Sprachbild seine Extension, sondern sie liegt im Gebrauch des Begriffs.⁴³

Statt der Menge der mit einem Begriff bezeichneten Dinge an sich besteht die Bedeutung eines Begriffs laut Wittgenstein aus der über die Zeit hin variablen Gesamtheit seiner Anwendungsfälle im gerade betrachteten Sprachspiel. Was ein Spiel ist, wird dadurch festgelegt, wie und für was wir das Wort „Spiel“ benutzen. Dadurch kommt keine absolute Festlegung zustande:

„Kannst du die Grenzen angeben? Nein. Du kannst welche ziehen: denn es sind noch keine gezogen. (Aber das hat dich noch nie gestört, wenn du das Wort »Spiel« angewendet hast.)“⁴⁴

Wittgenstein folgert also aus dem Funktionieren unsere Alltagssprache und der Beobachtung, dass sie Familienbegriffe enthält, dass eindeutige Definitionen im Sinne des klassischen Sprachbildes nicht nötig sind und dass sie uns auch nicht unbedingt weiterbringen würden.

Im *Blauen Buch* bringt Wittgenstein dazu auch folgenden Vergleich:

„Fälschlicherweise nehmen wir an, daß eine Definition uns aus der Verlegenheit befreien wird (so wie wir in gewissen Stadien von Verdauungsstörungen eine Art Hunger spüren, den wir durch Essen nicht loswerden können).“⁴⁵

1.5 Offene Fragen

Die wenigen Absätze der Philosophischen Untersuchungen, die die Familienähnlichkeit beschreiben, lassen einige Fragen offen. Meines Erachtens können wir daher verschiedene Interpretationen und Vermutungen, wie genau sich Wittgenstein das Konzept der Familienähnlichkeit gedacht hat, nach ihren Antworten auf die folgenden Fragen unterscheiden.

⁴³Vgl. [PU, § 43]

⁴⁴[PU, § 68]

⁴⁵[BB, S. 51]

1. Gibt es zu einem Familienbegriff ...
 - a) ... ein notwendiges Prädikat?
 - b) ... ein hinreichendes Prädikat?
 - c) ... ein zugleich notwendiges und hinreichendes Prädikat?
2. Gibt es Kriterien oder Verfahren um Familienbegriffe zu erkennen und von anderen zu unterscheiden?
3. Ist Familienähnlichkeit eine Eigenschaft von Begriffen oder von Dingen, die mit Familienbegriffen bezeichnet werden?
4. Ist die Aussage, dass ein Begriff ein Familienbegriff ist, eine positive oder negative Aussage? Das heißt: Ist im Umgang Familienbegriffen etwas möglich oder nicht möglich, welches bei anderen Begriffen nicht möglich bzw. möglich ist?

Auch wenn nicht jede Interpretation auf alle diese Fragen eine explizite Antwort gibt, sollen sie unter anderem im zweiten Teil der Arbeit dazu dienen, diese zu unterscheiden.

1.6 Beispiele für Familienbegriffe

Um das nun grundsätzlich vorgestellte Konzept der Familienähnlichkeit anschaulicher zu betrachten, werden im Folgenden einige Beispiele für Familienbegriffe kurz genannt und erläutert, bereits bevor verschiedene Interpretationen behandelt werden.

Obwohl er das Konzept im Rahmen der Philosophie der Sprache einführt, ist Wittgensteins eigenes Paradebeispiel für einen Familienbegriff das alltägliche Wort „Spiel“. Er lehnt mehrere Definitionsversuche als unzureichend ab und verweist ähnlich wie bei der Mannigfaltigkeit der Verwendungen von Sprache auf die grundsätzlich verschiedenen Ballspiele, Brettspiele, Reigenspiele, usw. Wichtig ist jedoch, dass „Spiel“ zwar ein zentrales, aber auch nur *ein* Beispiel für Familienähnlichkeit sein soll. Das heißt selbst wenn eine notwendige und hinreichende Definition gefunden werden sollte und selbst wenn diese Grund oder Ursache unseres Sprachgebrauchs ist, so ist damit noch nicht die gesamte Idee der Familienähnlichkeit zu verwerfen, nur weil Wittgenstein sie an diesem Beispiel erläutert hat.

Die späteren Beispiele „Moses“ und „Sessel“ erscheinen uns auf den ersten Blick als seltsame Beispiele für Familienbegriffe. Man denkt, nun

übertreibt Wittgenstein es etwas mit der Kritik der Alltagssprache und verliert sich in konstruierten Beispielen.⁴⁶ Doch gerade hier sowie bei einem Beispiel im *Blauen Buch* zeigt sich meines Erachtens deutlich, warum Wittgenstein das Augustinische Sprachbild als zu einfach ablehnt. In Paragraph 79 der *Philosophischen Untersuchungen* beschäftigt er sich mit dem Namen „Moses“ und fragt, welche Person wir damit bezeichnen würden. Anschließend an Russells erwähnt Wittgenstein mehrere verschiedene Beschreibungen von der Art „der Mann, welcher die Israeliten durch die Wüste geführt hat“ und fragt dann, ob wir beim Verwenden des Namens „Moses“ jede beliebige von diesen an dessen Stelle „setzen“ würden.⁴⁷ Außerdem fragt er, was geschehen würde, sobald eine der Beschreibungen nicht mehr stimmt, in dem Sinne, dass sie zu den anderen äquivalent ist:

„Habe ich mich entschieden, wieviel sich als falsch erweisen muß, damit ich meinen Satz als falsch aufgebe? Hat also der Name »Moses« für mich einen festen und eindeutig bestimmten Gebrauch in allen möglichen Fällen?“⁴⁸

Während das klassische Sprachbild solchen Fragen hilflos gegenübersteht, kann Wittgenstein diese Fragen verneinen und ganz allgemein antworten: „Ich gebrauche den Namen »N« ohne feste Bedeutung“⁴⁹.

Als weiteres Beispiel fragt Wittgenstein, ob wir einen Sessel, welcher ab und an verschwindet und wieder auftaucht noch mit „Sessel“ bezeichnen würden. Es geht ihm wohl kaum darum, eine Antwort auf diese Frage zu finden, sondern uns soll klar werden, dass obwohl wir bisher noch nie über solch eine Art von Sesseln nachgedacht haben, dennoch unser Begriff „Sessel“ nicht unsinnig gewesen ist. Streng genommen zeigt das Beispiel des verschwindenden Sessels, dass wir über keine Definition von „Sessel“ verfügen, die uns alle Dinge in der Welt eindeutig in Sessel und Nicht-Sessel aufteilt. Da wir das Wort dennoch erfolgreich verwenden, können solche Definitionen für einen sinnvollen Gebrauch eines Wortes keine Rolle spielen.

⁴⁶Vgl. [Savigny 1994, S. 115]

⁴⁷Dieses Austauschen von Beschreibungen erinnert an die Frage, ob sich in einem Satz intensional verschiedene Bezeichner mit der gleichen Extension, das heißt koreferentielle Ausdrücke *salva veritate* austauschen lassen. Wittgenstein behandelt hier meines Erachtens intensionale Kontexte, und will gerade darauf zu sprechen kommen, dass solch ein Austauschen in diesen im Allgemeinen nicht möglich ist.

⁴⁸[PU, § 79]

⁴⁹[PU, § 79]

Ein noch verwunderlicheres Beispiel für einen Familienbegriff welches Wittgenstein im Blauen Buch erwähnt ist die Tätigkeit bzw. die Gesamtsituation „jemanden zum Tee zu erwarten“⁵⁰, zu welcher Wittgenstein sowohl die Vorbereitung eines bestimmten Tees als auch das Bereitstellen anderer Dinge wie zum Beispiel Zigaretten, welche die erwartete Person wünschen könnte, hinzu zählt. Verschiedene Personen erwartet man auf unterschiedliche Art und Weise zum Tee und „[d]iese Fälle des Erwartens bilden eine Familie“⁵¹.

Ein Begriff, welcher in den *Philosophischen Untersuchungen* selbst nicht als Familienbegriff bezeichnet, aber ähnlich behandelt wird und auch in der Sekundärliteratur als solcher erscheint, ist „Regel“. Wittgenstein fragt: „Was nenne ich >die Regel nach der er vorgeht<?“⁵² Es folgen wie bei den vorigen Beispielen verschiedene mögliche Antworten, von denen keine als ausreichend und immer zutreffend anerkannt wird. Allerdings geht Wittgenstein hier mehr darauf ein, was wir sinnvoll Regel nennen können, als darauf, was wir tatsächlich im Alltag eine Regel nennen, wie er es zuvor bei „Spiel“ ausgiebig getan hat. Er wechselt also von einer beschreibenden, betrachtenden Sprachanalyse zu einer konstruktiven. Es ist daher strittig, ob Wittgensteins Frage sich gegen einen eindeutigen Begriff „Regel“ oder das Vorhandensein von damit bezeichneten eindeutigen Regeln in Sprachspielen richtet. In seinem ausführlichen Kommentar von Wittgensteins *Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik* führt F. Mühlhölzer den Begriff einer Regel als Beispiel für einen Familienbegriff an und argumentiert dafür, dass auch Wittgenstein selbst insbesondere die Mathematischen Regeln und Sätze als einen bestimmten Teil dieser Familie gesehen hat.⁵³

Dies sind nur einige der Beispiele, die Wittgenstein selbst einführt oder die in der Sekundärliteratur behandelt werden. Sie genügen aber um ein erstes konkretes Verständnis von Familienähnlichkeit zu erhalten und sollen zusammen mit anderen Beispielen nach der Erläuterung verschiedener Interpretationen nochmal aufgegriffen werden.

⁵⁰[BB, S. 41]

⁵¹[BB, S. 41]

⁵²[PU, § 82]

⁵³Vgl. [Mühlhölzer 2010, S. 118]

1.7 Zur Wortwahl

Leider findet sich in der Literatur zu Wittgensteins Werk kein gängiges und handliches Vokabular, um über das Konzept der Familienähnlichkeit oder die Gesamtheit der von ihr „betroffenen“ Begriffe zu reden. Im Englischen haben sich die meisten AutorInnen auf „family resemblance“ als Übersetzung von „Familienähnlichkeit“ geeinigt⁵⁴, Wittgenstein selbst hat in früheren Texten und Vorlesungen auch die Bezeichnung „family likeness“ verwendet.⁵⁵ Jedoch gibt es weder von ihm noch in der Sekundärliteratur ein einheitlich verwendetes Wort für die Begriffe selbst.

Daher möchte ich an dieser Stelle die bereits verwendete kürzere Formulierung „*Familienbegriff*“ explizit festlegen. Gemeint ist damit nicht der Begriff der (biologischen oder mengentheoretischen) Familie, sondern „Familienbegriffe“ seien von nun an diejenigen Begriffe, die sich nach den verschiedenen noch zu untersuchenden Interpretationen nur⁵⁶ mit dem Konzept der Familienähnlichkeit definieren oder überhaupt eingrenzen lassen.

Des weiteren möchte ich zur besseren Lesbarkeit im Folgenden die Floskel „das Konzept der Familienähnlichkeit“ schlicht durch Familienähnlichkeit ersetzen. Wenn also in dieser Arbeit von „der Familienähnlichkeit“ an sich die Rede ist, so ist damit nicht das konkrete Familienbegriffsein eines bestimmten Begriffs gemeint, sondern das gesamte Konzept.

Um Missverständnissen im späteren Teil der Arbeit vorzubeugen sei hier auch erwähnt, dass „Familie“ im Sinne Wittgensteins, also zum Beispiel "Die Familie der Spiele" nicht eine konkrete Familie von Gegenständen gleicher Art wie zum Beispiel in der Mathematik eine Familie von Funktionen $(f_n)_{n \in \mathbb{N}}$ mit $f_n(x) := x^n$ bezeichnet. Um es genau zu sagen: „Die Familie der F“ ist eine Abkürzung für „Die Klasse der Dinge, auf welche wir den (nur) durch Familienähnlichkeiten definierbaren Begriff F anwenden“.

Als letzte derartige Vorbemerkung sei noch darauf hingewiesen, dass ich „Eigenschaft“, „Merkmal“ und „Prädikat“ synonym verwenden werde, um Eigenschaften von Dingen, welche wir wahrnehmen können, zu bezeichnen. Dies soll diese Begriffe vor allem von „Begriff“ abgrenzen,

⁵⁴Vgl. zum Beispiel [Bambrough 1960] und [Baker, Hacker 1983]

⁵⁵Vgl. [Goeres 2000, S. 171]

⁵⁶Ob dies wirklich eine Einschränkung ist, das heißt, ob „F ist ein Familienbegriff“ eine negative Aussage ist, hängt von der jeweiligen Interpretation ab.

was eben nicht etwas wahrnehmbares sondern etwas verwendetes bezeichnet, wobei wir meistens - wie oben bereits formuliert - Begriffe für Dinge verwenden, wenn diese bestimmte Merkmale aufweisen. Im klassischen Sprachbild wird sogar behauptet, dass eine bijektive Beziehung zwischen Prädikaten und Begriffen besteht.

2 Interpretationen

2.1 Eine gewisse Anzahl an Merkmalen (Bambrough)

In [Bambrough 1960] wird nicht nur eine später als sehr speziell rezipierte Interpretation der genannten Stellen aus den *Philosophischen Untersuchungen* geliefert, sondern R. Bambrough behauptet auch, dass Wittgenstein mit der Familienähnlichkeit das sogenannte Universalienproblem gelöst habe.⁵⁷ Dieses klassische Problem der Metaphysik fragt nach dem ontologischen Status von (konkreten und abstrakten) Universalien, das heißt danach, ob und wie zum Beispiel die Farbe Rot oder das abstrakte Konzept einer Zahl existieren.⁵⁸ Eine der ersten Varianten des Problems findet sich in Platons *Parmenides*, wo folgendermaßen eine Kritik an der Ideenlehre eingeleitet wird:

„Δοκεῖ σοι, ὡς φῆς, εἶναι εἶδη ἄττα, ὧν τάδε τὰ ἄλλα μεταλαμβάνοντα τὰς ἐπωνυμίας αὐτῶν ἴσχειν, οἷον ὁμοιότητος μὲν μεταλαμβάνοντα ὅμοια, μεγέθους δὲ μεγάλα, κάλλους δὲ καὶ δικαιοσύνης δίκαιά τε καὶ καλὰ γίγνεσθαι.“⁵⁹

Die beiden grundsätzlichen Positionen zum Universalienproblem lassen sich mit den Worten Bambroughs am Beispiel des Begriffs „Spiel“ folgendermaßen formulieren: Der *Nominalismus* besagt, dass alle Spiele nichts gemeinsam haben, außer dass sie Spiele genannt werden. Der *Realismus* hingegen lehnt dies ab und behauptet, dass die Spiele eine gemeinsame Eigenschaft aufweisen. Nach Bambrough sucht er dabei intuitiv eine ge-

⁵⁷Vgl. [Bambrough 1960, S. 119]

⁵⁸Vgl. [Detel 2007, S.16ff]

⁵⁹ „Scheint es dir also wirklich so, wie du sagst, dass es gewisse begriffliche Wesenheiten gebe, von denen alles andere, was wir hier wahrnehmen, infolge seiner Teilnahme an ihnen seinen Namen trägt, wie zum Beispiel dasjenige, was an der Ähnlichkeit teil hat, eben dadurch auch ähnlich, und was an der Größe teil hat, groß, und was an der Gerechtigkeit und Schönheit teil hat, gerecht und schön wird?“ [Parmenides, 130a] Übersetzung von E. Martens.

meinsame Eigenschaft, die nicht nur darin besteht, dass sie Spiele sind, sondern die darüber hinaus geht.⁶⁰

Bambrough nennt dies eine natürliche Intuition⁶¹ die jedoch fehl am Platze ist und vergleicht sie damit, dass wir bei einer Frage in der Art „Was haben diese Bücher gemeinsam?“ eine Antwort wie „Alle diese Bücher sind Bücher.“ für unpassend oder sinnlos halten würden, da sie keine neue Information liefert, die nicht schon in der Frage enthalten wäre. Genauso schrecken wir davor zurück zu sagen, dass die Dinge, welche wir mit „Spiel“ bezeichnen lediglich gemeinsam haben, dass sie Spiele sind.

Realisten und Nominalisten teilen nach Bambrough eine dieser Intuition entsprechende Prämisse, die überhaupt erst zum Universalienproblem führen konnte:

„It is assumed as obvious by both the nominalist and the realist that there can be no objective justification for the application of a general term to its instances unless its instances have something in common over and above their having in common that they are its instances.“⁶²

Wittgensteins Familienähnlichkeit wird nun von Bambrough als Ablehnung dieser Prämisse interpretiert. Nach seiner Auffassung wäre das Vorliegen folgender Merkmale A, B, C, D, E bei verschiedenen Dingen e, d, c, b, a ein Fall in dem wir für ihre Gesamtheit einen Familienbegriff verwenden würden:⁶³

e	d	c	b	a
ABCD	ABCE	ABDE	ACDE	BCDE

Denn hier gilt: Keines der Dinge besitzt alle Eigenschaften und keine Eigenschaft ist bei allen Dingen vorhanden. Würden wir also genau die Einzeldinge e, d, c, b, a mit einem bestimmten Begriff bezeichnen, so wäre keines der Merkmale für sich genommen notwendig oder hinreichend für die Anwendung des Begriffs.

Jedoch besitzen alle Einzeldinge mindestens 4 der 5 Eigenschaften. Und dass zum Beispiel Dinge eine gewisse Anzahl gewisser Merkmale aufweisen ist genau die Tatsache, die wir damit bezeichnen, das etwas ein

⁶⁰Vgl. [Bambrough 1960, S. 123]

⁶¹Im Original „natural feeling“

⁶²[Bambrough 1960, S. 126]

⁶³Vgl. [Bambrough 1960, S. 121]

„Spiel“ ist. Diese Tatsache kommt nach Bambrough durch nichts anderes zustande und somit ist es sinnlos wie vom Realismus gefordert nach weiteren Eigenschaften zu suchen. Es ist aber auch falsch wie der Nominalismus die Tatsache zu ignorieren, dass alle Spiele einige der Eigenschaften aufweisen und es damit eine Gemeinsamkeit gibt, die nicht nur in der Sprache liegt.

Unterstellt man Bambrough, dass das von ihm genannte Beispiel als Prototyp einer Familienähnlichkeit verstanden werden soll⁶⁴, so gibt es nach ihm zu jedem Familienbegriff jeweils eine Liste von Merkmalen, so dass ein Ding unter den jeweiligen Begriff fällt, sobald es eine gewisse Anzahl dieser Merkmale aufweist.

Bambroughs Variante der Familienähnlichkeit baut also zentral darauf auf, dass Wittgenstein den Disjunktionseinwand erfolgreich abwehren kann, denn aus solch einer Liste ließe sich immer eine Disjunktion erzeugen, die dann genau von den bezeichneten Dingen erfüllt wäre.⁶⁵

2.2 Indirekte Verwandtschaft (Wennerberg)

Wennerberg unterscheidet in [Wennerberg 1998] zunächst zwei Lesarten bzw. Grundmodelle von Interpretationen des Konzeptes der Familienähnlichkeit, die er auch als schwächere und stärkere bezeichnet. Hinter diese Aufteilung steht die Frage, ob es Wittgenstein um notwendige oder um notwendige-und-hinreichende Merkmale für die jeweils untersuchten Begriffe geht: Nach der stärkeren Lesart gibt es zu Familienbegriffen nicht einmal ein gemeinsames, das heißt notwendiges Merkmal. Nach der schwächeren Lesart ist für Familienbegriffe nur gefordert, dass es kein einzelnes zugleich notwendiges und hinreichendes Merkmale für ihre Anwendung gibt.⁶⁶

Im Anschluss kritisiert er Bambroughs Interpretation und beginnt mit einem formalen Gegenbeispiel eines Begriffs und damit bezeichneten Gegenständen sowie deren Merkmalen, das Wittgenstein seiner Meinung nach als Familienähnlichkeit akzeptiert hätte, welches aber Bambroughs Forderung nach einer gewissen Anzahl an Merkmalen nicht erfüllt.⁶⁷

⁶⁴Dies tut zum Beispiel [Wennerberg 1998, S. 46].

⁶⁵Siehe auch 4.3.

⁶⁶Vgl. [Wennerberg 1998, S. 44]

⁶⁷Vgl. [Wennerberg 1998, S. 47]

Er bedient sich zur Darstellung dieses neuen Beispiels dem gleichen Schema wie Bambrough:⁶⁸

e d c b a
ABCD BCDE CDEF DEFG EFGH

In diesem Beispiel gibt es unserer ersten Anschauung nach zwischen den Dingen „mehr“ Unterschiede als im vorigen: Die Dinge e und a haben sogar überhaupt keine Eigenschaften gemeinsam. Dennoch lässt sich zwischen a und e die Kette aus Einzeldingen a-b-c-d-e betrachten, bei der es zwischen zwei aufeinander folgenden Dingen nur geringe Unterschiede gibt, das heißt nur ein Merkmal fehlt und ein anderes hinzukommt.⁶⁹

Wennerbergs Anforderung an Familienbegriffe ist damit eindeutig schwächer als die Bambroughs, denn in dessen Beispiel weisen alle Dinge sogar eine direkte Verwandtschaft miteinander auf, was sich auch als zweigliedrige Kette auffassen ließe. Begriffe, bei denen eine gewisse Anzahl von Merkmalen notwendig und hinreichend zur Anwendung ist, erfüllen damit insbesondere Wennerbergs Forderung, dass es zu allen damit bezeichneten Dingen im obigen Sinne eine Kette von Dingen gibt, die diese miteinander verbindet.

Wennerbergs Variante der Familienähnlichkeit kann jedoch zwei Aussagen von Wittgenstein besser erklären als die Bambroughs. Dies betrifft zum einen die Entstehung bzw. Erweiterung von Familienbegriffen und zum anderen den Disjunktions-Einwand.

Familienbegriffe sind wie oben geschildert historisch: Wittgenstein sagt, dass wir etwas „Zahl“ nennen, wenn es dem ähnelt was wir bisher Zahl genannt haben.⁷⁰ Dies bedeutet insbesondere, dass zu verschiedenen Zeitpunkten (oder: in verschiedenen Sprachspielen) Dinge unter einen Familienbegriff fallen können, die es zu (in) anderen nicht tun würden: Hätte vor 100 Jahren jemand ein PC-Spiel gesehen, so hätte er dies wohl kaum als „Spiel“ bezeichnet. Wir tun dies jedoch, weil es zwischen den bereits damals bekannten Spielen und den heutigen PC-Spielen einen mehr oder weniger durchgehenden Zusammenhang gibt. Wennerbergs Ketten erlauben eine Fortsetzung oder sogar Verzweigung: Es können weitere Dinge hinzukommen, das heißt ebenfalls mit dem Begriff bezeichnet werden und nach diesen wieder weitere, die ihnen ähnlich sind usw. Dieses Vorgehen ist jedoch nicht willkürlich, denn ob ein gewissermaßen neues Ding hinzugenommen wird hängt stets von seiner Ähnlich-

⁶⁸[Wennerberg 1998, S. 47]

⁶⁹Vgl. [Wennerberg 1998, S. 47]

⁷⁰Siehe 1.4.

keit zu den bisherigen Dingen ab.⁷¹ Bambroughs Modell hingegen ist statisch in dem Sinne, dass die Liste der Merkmale und die geforderte Anzahl feststehen müssen. Bambroughs Modell ließe sich auch nicht ohne weiteres zu einem dynamischen ausbauen: Wäre eine Erweiterung der Liste oder eine Änderung der verlangten Anzahl erlaubt, dann würde uns dies den Begriff bis zur Bedeutungslosigkeit ausdehnen lassen.

Wittgenstein lehnt zwar bereits den Disjunktionseinwand ab, das heißt er erkennt eine Liste von Eigenschaften nicht als eine neue Eigenschaft (von der gleichen Art) an. Außerdem deutet er aber auch an mehreren Stellen an, dass es auch nicht mehrere Merkmale geben darf, deren Gesamtheit notwendig und hinreichend für einen Familienbegriff sind.⁷²

Wennerberg liefert also durch eine Modifikation von Bambroughs Beispiel eine bessere Erklärung, in welchen Fällen Familienbegriffe vorliegen.

2.3 Keine gemeinsamen Eigenschaften (Baker / Hacker)

Unter den englischsprachigen Kommentaren und Interpretationen zu Wittgensteins Werken gehören die von P. Baker und G. Hacker zu den bekanntesten und wichtigsten. In ihrem gemeinsamen *analytical commentary on Wittgenstein's Philosophical investigations* [Baker, Hacker 1983] bieten sie eine vollständige Besprechung der Paragraphen 1 bis 184 und damit auch der Passagen zur Familienähnlichkeit aus Sicht der analytischen Philosophie.

Dabei betonen sie den Aspekt, dass Wittgensteins Behauptung, dass ein Begriff ein Familienbegriff ist, eine Aussage über seinen Gebrauch darstellt und damit nur mittelbar über die Dinge, die bezeichnet werden: Wittgenstein geht es nicht darum, ob die mit einem Begriff bezeichneten Gegenstände tatsächlich kein notwendiges und hinreichendes Merkmal aufweisen, sondern nur darum, dass kein solches den Begriff konstituiert, das heißt beim Gebrauch des Begriffs eine Rolle spielt.⁷³

Was dabei eine Rolle spielt lässt sich nach Wittgenstein erkennen, wenn wir das Lernen und Lehren eines Begriffs betrachten:

„Wie würden wir denn jemandem erklären, was ein Spiel ist?“

⁷¹Vgl. [Wennerberg 1998, S. 50]

⁷²Vgl. [PU, § 79f]

⁷³Vgl. [Baker, Hacker 1983, S. 133]

Ich glaube, wir werden ihm *Spiele* beschreiben, und wir könnten der Beschreibung hinzufügen: »das, und Ähnliches, nennt man >Spiele<.«⁷⁴

Mit diesen Überlegungen wird insbesondere der Disjunktions-Einwand bereits auf einer anderen Argumentationsebene abgewehrt: Die Disjunktion mehrerer Eigenschaften oder Identitäten wird zum Lernen bzw. Lehren des Begriffs nicht benötigt, sie ist nicht konstitutiv für den Gebrauch eines Begriffs. Viel mehr kann sie nur nachträglich als Beschreibung des aktuellen Gebrauchs aufgestellt werden. Allein ihre mögliche Länge und Komplexität jedoch legen nahe, dass sie nicht unseren Gedanken oder unserem Wissen entspricht.

Baker und Hacker unterstützen außerdem Wittgensteins Erwiderung gegen den Disjunktions-Einwand, dass das Erzeugen einer Definition mittels einer langen Disjunktion nur ein „[S]pielen mit dem Wort“ sei. Dabei gehen Sie davon aus, dass das Wort mit dem hier laut Wittgenstein gespielt wird „gemeinsam“ sein soll und nicht wie man auch denken könnte „Eigenschaft“. Sie führen dafür drei Argumente an, von denen zwei begründen sollen, warum es falsch oder zumindest im Rahmen von Wittgensteins Sprachspielen unpassend ist, eine Disjunktion eine Eigenschaft höherer Ordnung zu nennen und deswegen zurück zu weisen:

Erstens betrachten sie die logische Konstruktion von neuen Eigenschaften oder Merkmalen wie sie der Disjunktions-Einwand vornimmt. So lässt sich zwar aus zwei Eigenschaften mit deren Disjunktion eine weitere erzeugen: $r, s \rightsquigarrow r \vee s$. Dieses Vorgehen kann jedoch auch invertiert werden, so dass zum Beispiel die beiden Eigenschaften rot und quadratisch aus den drei Eigenschaften erzeugt werden können, die wir mit „rot oder quadratisch“, „nicht rot oder quadratisch“ und „rot und nicht quadratisch“ bezeichnen: $r \vee s, \neg r \vee s, r \wedge \neg s \rightsquigarrow r, s$. Eine Ordnung oder Typisierung von Begriffen wäre also immer abhängig von unseren tatsächlichen Sprachspielen. Dies lässt sich auch als Spezialfall des vorigen Ergebnis von Wittgensteins sehen, dass Sätze nur aus der Sicht eines bestimmten Sprachspiels elliptisch oder verkürzt sein können.

Zweitens gibt es aber nach Baker und Hacker im Einklang mit Wittgenstein keine andere Methode, zwei oder mehr verschiedene Arten von Eigenschaften, zu unterscheiden. Ihrer Meinung nach will Wittgenstein dies auch gar nicht: „There is no evidence that W. denies that disjunctive properties are properties.“⁷⁵

⁷⁴[PU, § 69]

⁷⁵[Baker, Hacker 1983, S. 134]

Drittens schließlich - und dies ist meines Erachtens das stärkste Argument welches Baker und Hacker einbringen - kann solch eine Disjunktion aus folgenden Gründen keine im gewünschten Sinne *gemeinsame* Eigenschaft sein. Unser Sprechen von gemeinsamen Eigenschaften soll die Möglichkeit zulassen, dass Dinge keine gemeinsamen Eigenschaften haben, sonst wäre „Die Dinge α und β haben etwas gemeinsam.“ bereits eine Tautologie (und damit für Wittgenstein kein sinnvoller Satz). Eine Disjunktion lässt sich jedoch immer finden und somit hätten zwei beliebige Dinge immer etwas gemeinsam.⁷⁶

Wenn Wittgenstein schreibt, „[e]benso könnte man sagen: es läuft ein Etwas durch den ganzen Faden, - nämlich das lückenlose Übergreifen dieser Fasern“ und damit wohl einen sinnlosen Satz vorführen möchte, dann meint er laut Baker und Hacker, dass auch jeder Satz der Form „Die Dinge a und b haben gemeinsam, dass sie beide mit a oder b identisch sind“ genauso sinnlos ist.⁷⁷

Baker und Hacker bringen mit ihrem Kommentar weitere Differenzierungen in die Diskussion über Familienähnlichkeit ein, und stellen neben die Frage, ob es um notwendige oder hinreichende Eigenschaften geht, die Suche nach einer eindeutigen Definition von *gemeinsamen* Eigenschaften.

2.4 Mehr als nur mehrere Bedeutungen (Glock)

Im *Wittgenstein Dictionary* [Glock 1996] findet sich ein Eintrag zur Familienähnlichkeit, in welchem sowohl die verschiedenen Textstellen im *Blauen und Braunen Buch* sowie den *Philosophischen Untersuchungen*, in denen Wittgenstein sich zur Familienähnlichkeit äußert, aufgelistet, als auch diverse Einwände und mögliche Strategien der Abwehr geliefert werden: Auch Glock sieht Familienähnlichkeit dabei primär als die Ablehnung der Forderung nach notwendigen und hinreichenden Merkmalen und kontrastiert sie ebenfalls zum Sprachbild im *Tractatus*.⁷⁸

Ähnlich wie Bambrough und Wennerberg stellt auch Glock ein Beispiel für einen Familienbegriff auf und betrachtet dazu Spiele A bis G und ihre

⁷⁶Vgl. [Baker, Hacker 1983, S. 135]

⁷⁷Für ein formales Argument dieser Art siehe auch 4.5.

⁷⁸Vgl. [Glock 1996, S. 120]

Eigenschaften 1 bis 5. Dies visualisiert er dann in enger Anlehnung an die Faden-Metapher Wittgensteins folgendermaßen:⁷⁹

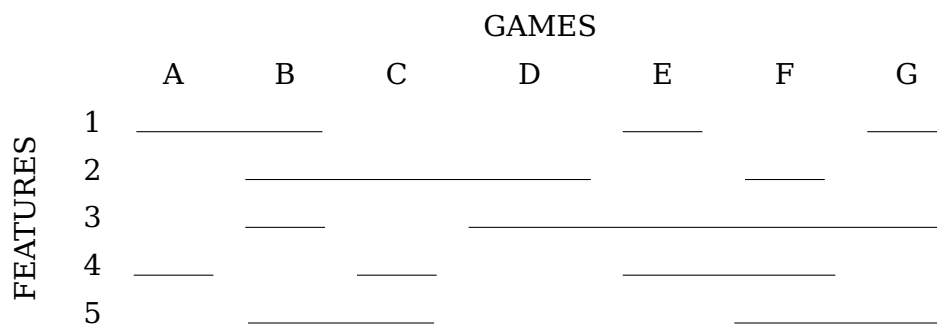


Abb. 1: Fadendarstellung⁸⁰

„The claim is that there is no set of conditions which all and only games satisfy“⁸¹. Nach Glock erhält Wittgenstein diese Aussagen durch eine Untersuchung unserer Verwendung des Wortes Spiel, aber da er bisher nur zu jeder konkret vorgebrachten Definition Gegenbeispiele geliefert hat, ist damit noch nicht bewiesen, dass sich keine Definition finden lässt.

Zum Beispiel „Spiel“ schlägt Glock dann auch die Definition „a rule-guided activity with fixed objectives that are of little or no importance to the participants outside the context of the game.“⁸² vor. Dies sei, so Glock, zumindest für „Spiel“, wenn auch nicht für das allgemeinere „Spielen“, eine mögliche Definition. Glock gestattet Wittgenstein jedoch, dass selbst wenn es eine Definition geben mag, diese nicht notwendig und insbesondere nicht konstitutiv für die Bedeutung des Begriffs ist und schließt sich damit der Argumentation von Hacker und Baker an.⁸³ Niemand muss die eben genannte Formulierung kennen um das Wort „Spiel“ richtig zu gebrauchen.

Also drängt Glock das Konzept der Familienähnlichkeit weg von der Ontologie und hin zur Philosophie der Sprache: Familienähnlichkeit entsteht nicht nur nicht durch die Dinge selbst, die mit einem Familienbegriff bezeichnet werden, sondern auch nicht auf Grund deren Eigenschaften. Ausschlaggebend ist die Art und Weise wie der Begriff auf Grund der Beobachtung welcher Merkmale verwendet wird.

Glock geht dann auf den obligatorischen Disjunktions-Einwand ein, der seines Erachtens auch gegen diese „fall-back position“⁸⁴ spricht. Ähn-

⁷⁹Vgl. [Glock 1996, S. 121]

⁸⁰[Glock 1996, S. 121]

⁸¹[Glock 1996, S. 121]

⁸²[Glock 1996, S. 121]

⁸³Siehe 2.3.

⁸⁴[Glock 1996, S. 122]

lich wie Hacker und Baker gelangt er jedoch zu dem Schluss, dass unser Sprachgebrauch ins Absurde abgleiten würde, wenn wir die durch den Einwand konstruierten gemeinsamen Eigenschaften als solche anerkennen würden:

„Moreover, it [= der Disjunktions-Einwand] does not distinguish the case of ‘game’, in which the resemblances are themselves recognizably related, and which therefore can be applied to an open class of new cases, from artificially constructed disjunctive concepts (e.g., of being either a member of parliament or a cane load).“⁸⁵

Einen weiteren Kritikpunkt nimmt Glock jedoch ernster: Er bezeichnet den Begriff des Familienbegriffs als inkohärent. Dazu unterscheidet er verschiedene Phänomene, die wir im Alltag wohl alle mit „Mehrdeutigkeit“ oder „Uneindeutigkeit“ zusammenfassen würden.

Daraus, dass wir „Spiel“ für verschiedene Dinge verwenden, könnten wir, so Glock im Gegensatz zu Wittgenstein, auch die Konklusion ziehen, dass dieses Wort mehrere verschiedene Bedeutungen hat, auch wenn diese einander ähnlich sein mögen.⁸⁶ Es gilt also, das Vorliegen mehrerer Bedeutungen von dem einer einzigen Bedeutung, welche (nur) über Familienähnlichkeit beschrieben werden kann, zu unterscheiden. Wittgenstein macht dies für den Begriff „Verstehen“ explizit und sagt, dass er bei diesem gerade nicht von mehreren Bedeutungen reden möchte. Zuvor hat er das Verstehen eines Satzes danach unterschieden, ob wir das erkennen was der Satz über die Welt aussagt oder wir die verwendeten Wörter und Formulierungen verstehen.⁸⁷

„So hat also »verstehen« hier zwei verschiedene Bedeutungen? - Ich will lieber sagen, diese Gebrauchsarten von »verstehen« bilden seine Bedeutung, meinen *Begriff* des Verstehens. Denn ich *will* »verstehen« auf alles das anwenden.“⁸⁸

Aufschlussreich ist hier meines Erachtens, dass Wittgenstein nicht die Mehrdeutigkeit meint, die wir in der Alltagssprache durch die Unterscheidung zwischen akustischem und Sinn-Verstehen aufdecken können. Ich denke, dass sich Glocks recht knappe Ausführungen dazu mit folgendem Beispiel veranschaulichen lassen: Das Wort ‘verstehen“ wird nicht

⁸⁵[Glock 1996, S. 122]

⁸⁶Vgl. [Glock 1996, S. 122]

⁸⁷Vgl. [PU, § 531]

⁸⁸[PU, § 532]

dadurch zum Familienbegriff, dass wir damit sowohl akustisches als auch Sinn-Verstehen meinen können. Denn es würde unserer Sprache und Ausdrucksfähigkeit nicht schaden, wenn wir diese beiden Bedeutungen des Wortes trennen würden, wie es im Französischen der Fall ist: Dort sind zumindest die ursprünglichen Bedeutungen von „comprendre“ das Verstehen des Sinns und von „entendre“ das korrekte akustische Wahrnehmen, wenn auch diese Unterscheidung umgangssprachlich nicht immer beachtet wird.

Insgesamt unterscheidet Glock also drei mögliche Fälle der Struktur von Bedeutungen und ordnet die Familienbegriffe zwischen den eindeutigen und den im wörtlichen Sinne mehrdeutigen Begriffen ein:⁸⁹

1. „Univocality“: Sie liegt vor, wenn Begriffe lediglich eine Bedeutung haben, welche sich auch mit einer analytischen Definition angeben lässt.
2. Familienähnlichkeit: Es lässt sich keine derartige Definition angeben und die verschiedenen Anwendungsfälle des Begriffs erlauben auch keine Einordnung in getrennte Bedeutungsfelder, die für sich allein genommen definierbar wären.
3. Ambiguität: Hier verwenden wir das gleiche Wort für mehrere verschiedene Dinge oder Eigenschaften, zwischen denen kein Zusammenhang besteht. Ein Beispiel wäre „Bank“⁹⁰, womit sowohl die Sitzgelegenheit als auch das Geldinstitut bezeichnet wird.⁹¹ Dieser Fall von Mehrdeutigkeit liegt insbesondere dann vor, wenn die Begriffe in einer anderen Sprache getrennt werden.

Glock liefert mit den Punkten 1 und 3 also zwei Kriterien, welche Begriffe *keine* Familienbegriffe sind.

Passend dazu und zu seinem ausgiebigen Zweifel am Familienbegriffsein von „Spiel“ wendet Glock sich auch deutlich gegen die Auffassung, Wittgenstein könnte schlicht alle Begriffe für Familienbegriffe gehalten haben.⁹² Zwei Begriffsfelder in denen sich laut Glock aber sehr viele Familienbegriffe finden, sind zum einen die (alltags-)psychologischen Begriffe und zum anderen die „formal or categorial concepts“ wie sie im *Tractatus* vorkommen, also zum Beispiel „Proposition“ oder „Sprache“.⁹³

⁸⁹Vgl. [Glock 1996, S. 122]

⁹⁰Vgl. [PG, § 35]

⁹¹ Mit solchen polysemantischen Wörtern wird auch das Spiel „Teekesselchen“ gespielt.

⁹²Vgl. [Glock 1996, S. 123]

⁹³Vgl. [Glock 1996, S. 124]

Glock nennt außerdem als eine Weiterentwicklung der Familienähnlichkeit die Idee der „cluster-concepts“ von Gasking⁹⁴ und behauptet, dass bereits Wittgenstein in den Familien von Dingen, die mit Familienbegriffen zusammengefasst werden, *Prototypen* zulässt oder ihr Vorhandensein sogar für den Normalfall hält.⁹⁵ Prototypen sind Dinge, die einen paradigmatischen Fall der Anwendung des Begriffs darstellen. So wäre zumindest zumindest im westlichen Kulturkreis Fußball ein Prototyp für den Begriff „Spiel“. Diese Aussage ist nicht identisch mit Bambroughs Interpretation, da auch das Vorhandensein eines solchen Prototyps nur fordert, dass dieser zu *den meisten oder auch einfach nur vielen* der anderen Dinge Gemeinsamkeiten aufweisen soll. Es kann weiterhin andere Dinge in der Familie geben welche überhaupt nichts mit ihm gemeinsam haben. In dem von Wennerberg gegebenen Beispiel⁹⁶ könnten wir den Gegenstand c einen Prototyp nennen, da dieser mit allen anderen betrachteten Gegenständen mindestens zwei Merkmale gemeinsam hat, was bei a, b, d und e nicht der Fall ist.

2.5 Offenheit und Unexaktheit (Savigny)

In seinem ausführlichen Kommentar zu Wittgensteins Philosophischen Untersuchungen gibt E. Savigny dem Abschnitt, zu dessen Beginn die Familienähnlichkeit eingeführt wird, den Titel „Wir verwenden die Sprache nicht nach intern verfügbaren Regeln“⁹⁷. Damit wird die Familienähnlichkeit eingebettet in eine Sprachkritik, die nach Savigny drei eigentlich verschiedene Gegensätze auf einmal behandelt. Im Kontext jedes dieser Gegensätze liefert Wittgenstein ein empirisches Argument für den von Savigny vergebenen Titel:

„Uns ist überhaupt nichts verfügbar, das wir benutzen, um unsere Verwendung von Eigenschaftswörtern und Eigennamen zu rechtfertigen. (Wesen - Familienähnlichkeit); der Sprachgebrauch liegt nicht für die Zukunft auf Grund jetzt verfügbarer Regeln fest (Geschlossenheit - Offenheit); und der Sprachgebrauch liegt für die Gegenwart nicht auf Grund von Regeln fest, deren Gehalt unabhängig von der Anwendung erkennbar wäre (Exaktheit - Unexaktheit)“⁹⁸

⁹⁴Vgl. [Gasking 1960]

⁹⁵Vgl. [Glock 1996, S. 122f]

⁹⁶Siehe 2.2

⁹⁷[Savigny 1994, S. 114]

⁹⁸[Savigny 1994, S. 116]

Bemerkenswert ist hier meines Erachtens, dass Savigny explizit nur Eigenschaftswörter und Eigennamen als Familienbegriffe in Betracht zieht und nicht andere, komplexe sprachliche Phänomene, wie ganze Sätze, Formulierungen oder Redewendungen. Dies tun einige anderen AutorInnen wohl auch, erwähnen es aber nicht. Gegen diese Einschränkung spricht das unter 1.6 erwähnte Beispiel, jemanden zum Tee zu erwarten. Savigny bemängelt außerdem, dass Wittgenstein seinem Vorhaben „Ich will versuchen dies [die scheinbar willkürliche Verwendung von „Sprache“ und „Sprachspiel“] zu erklären“⁹⁹ nicht nachkommt. Zwar zeigt Wittgenstein für „Spiel“ Beispiele und Gründe für Familienähnlichkeit, jedoch nicht für „Sprache“, sondern liefert im Gegenteil an späterer Stelle¹⁰⁰ in den *Philosophischen Untersuchungen* sogar notwendige und hinreichende Merkmale.

Savigny geht daher wie Glock dazu über, Wittgenstein so zu verstehen, dass er nicht die Möglichkeit oder Existenz solcher Merkmale ausschließen möchte, sondern nur ihre Relevanz für den Sprachgebrauch. Dabei führt er noch eine weitere Differenzierung dieser Relevanz durch und erwägt für das „weswegen“ in „[E]s ist diesen Erscheinungen garnicht Eines gemeinsam, weswegen wir für alle das gleiche Wort verwenden“¹⁰¹ zwei verschiedene Deutungen: Zum einen könnte Wittgenstein damit ein gemeinsames Merkmal meinen, welches verursacht, dass wir den gleichen Begriff verwenden, oder zum anderen eines, das wir als Begründung anführen würden, warum wir verschiedene Dinge so bezeichnen.¹⁰² Savigny zur Folge meint Wittgenstein beides: Für die „positive These“, dass es Familienähnlichkeiten sind, die dafür sorgen, dass wir einen Begriff anwenden, beschreibt das „weswegen“ eine ursächliche Beziehung, da wir hier blind¹⁰³ einer Regel folgen, das heißt uns nicht bewusst sein muss, welche Ähnlichkeiten vorliegen, wenn wir den gleichen Begriff für einander ähnliche Dinge verwenden. Für die „negative These“ hingegen, dass es kein einzelnes eindeutiges Merkmal gibt, reicht es laut Savigny für Wittgensteins Argumentation aus, die Beobachtung festzuhalten, dass wir kein solches zur Rechtfertigung für den Gebrauch des Begriffs anführen würden.

Savigny fasst daher die beiden Interpretationen von „weswegen“ mit der folgenden Formulierung wieder in einer zusammen: „Wir verwenden kein

⁹⁹[PU, § 65]

¹⁰⁰Vgl. [PU, § 206f]

¹⁰¹[PU, § 65]

¹⁰²Vgl. [Savigny 1994, S. 117]

¹⁰³Vgl. [PU, § 219]

Kriterium, sondern vielfältige Verwandtschaften bringen uns zur Verwendung des gleichen Wortes.“¹⁰⁴ Der Ausdruck „Bringen uns“ soll wohl genau die Kombination ausdrücken, dass die Familienähnlichkeit zwar die *Ursache* unserer Begriffsverwendung ist, jedoch von uns nicht zur *Rechtfertigung* herangezogen wird, wobei wir auch kein gemeinsames Merkmal als Rechtfertigung anführen können.

Für Savigny ist außerdem klar, dass es Wittgenstein um zugleich notwendige und hinreichende Zusammenhänge geht. Als Beleg, dass es ihm nicht um nur notwendige Merkmale gehen kann, führt Savigny an, dass Eigenschaften, die sich beim Beispiel „Spiel“ offensichtlich anbieten würden, so zum Beispiel die Tatsache dass alle Spiele Tätigkeiten oder zumindest Vorgänge sind, nicht behandelt werden.¹⁰⁵

Wie Bambrough so stellt auch Savigny die Familienähnlichkeit in Zusammenhang mit dem Universalienproblem. Er behauptet zwar nicht wie dieser, dass Wittgenstein es gelöst hätte, verweist aber auch darauf, dass das Konzept sich gegen die dem Universalien-Realismus und der Vorstellung von internen Regeln „gemeinsame Vorstellung vom Vorgegebensein“¹⁰⁶ richtet.

Weiter wird im Kommentar auch das Wort „Familie“ behandelt und verdeutlicht, an welcher Stelle die Analogie Probleme bereitet: „Familien im üblichsten Sinne brauchen keine Familien im Sinne des Kunstwortes zu sein.“¹⁰⁷

Savignys Kommentar lässt sich also so lesen, dass Wittgenstein überhaupt keine Analogie zwischen den Mitgliedern einer Familie im üblichsten Sinne und den mit Familienbegriffen bezeichneten Dingen herstellen wollte, sondern das Wort nur verwendet um die Ähnlichkeit der Dinge zu beschreiben. Kurz gesagt will Wittgenstein demnach nur zur Ähnlichkeit der Mitglieder einer Familie von Menschen eine Analogie aufstellen, nicht zu einer Familie als ganzes. Savigny dreht die Verhältnisse sogar noch um, was das Wort „Familie“ betrifft:

„ "Familie" im nicht-terminologischen Sinne ist selbst ein Familienähnlichkeits-Begriff im terminologischen Sinne; an die Stelle der üblichen Merkmale (Abstammungs- und Heiratsbeziehungen) können zum Beispiel treten: gemeinsames Wirtschaften, Erziehungsgemeinschaft, Autoritätsbeziehungen.“¹⁰⁸

¹⁰⁴[Savigny 1994, S. 117]

¹⁰⁵Vgl. [Savigny 1994][S. 118]

¹⁰⁶[Savigny 1994, S. 119]

¹⁰⁷[Savigny 1994, S. 120]

¹⁰⁸[Savigny 1994, S. 120]

Allerdings würden solche anderen nicht-terminologischen Begriffe einer Familie nicht mehr für die Analogie taugen, denn wie bereits oben¹⁰⁹ geschildert bezieht sich diese ja gerade auf die durch die genetische Verwandtschaft verursachte biologisch Ähnlichkeit der Mitglieder.

Im Beispiel „Zahl“ deckt Savigny ebenso eine „irreführende Redeweise“¹¹⁰ auf: Es gilt, die Eigenschaften der verschiedenen Zahlenarten von denen der Zahlen selbst zu unterscheiden: Dass es bei der Addition sowohl zur 2 in der Menge der ganzen Zahlen \mathbb{Z} als auch zur $\sqrt{2}$ in der Menge der reellen Zahlen \mathbb{R} ein inverses Element gibt, ist keine gemeinsame Eigenschaft von 2 und $\sqrt{2}$ sondern von \mathbb{Z} und \mathbb{R} .¹¹¹

Savigny liefert also insgesamt drei hilfreiche Differenzierungen zur Familienähnlichkeit: Erstens müssen wir Eigenschaften der Familienbegriffe von Eigenschaften der bezeichneten Dinge unterscheiden. Zweitens müssen wir zwischen der Ursache einer Begriffsverwendung und ihrer Rechtfertigung unterscheiden. Dies sind zwei Ebenen der Sprachanalyse, zwischen denen Wittgenstein oft wechselt. Und drittens schließlich ist Familienähnlichkeit für Savigny nicht nur eine Analogie, sondern ein Konzept, für dessen Verständnis wir die Analogie an einigen Stellen sogar aufgeben müssen.

2.6 Eine reine Analogie (Kienzler)

Konträr zu Savigny, der Familienähnlichkeit nur eingeschränkt als Analogie betrachtet, deutet W. Kienzler die Familienähnlichkeit ausschließlich als eine solche, die beschreiben soll, wie wir Begriffe verwenden. Er spricht sich dazu insbesondere gegen eine „Logik der Familienähnlichkeiten“ in Konkurrenz zur gewöhnlichen Logik aus, bzw. verneint, dass Wittgenstein eine solche angestrebt haben könnte.¹¹²

Er weist auch darauf hin, dass die Familien-Analogie auf der Seite der Begriffe keine Entsprechung der „genetischen Voraussetzungen über eine gemeinsame Abstammung oder Herkunft“¹¹³ haben soll. Daraus folgt für ihn, dass es müßig ist, neben dem Gebrauch der Begriffe die Ähnlichkeiten zwischen den Dingen weiter zu analysieren. Das Angeben von

¹⁰⁹Siehe auch 1.4

¹¹⁰[Savigny 1994, S. 120f]

¹¹¹Vgl. [Savigny 1994, S. 120f]

¹¹²Vgl. [Kienzler 2007, S. 43f]

¹¹³[Kienzler 2007, S. 44]

Beispielen ist für ihn - ganz im Sinne Wittgensteins - „vollkommen ausreichend und angemessen, kein Notbehelf.“¹¹⁴

Kienzler stellt in seiner Interpretation dann auch konsequenterweise keine Formalisierungen oder Schemata auf, wann ein Familienbegriff vorliegt, da die Ähnlichkeiten gerade nicht die aus der Antike bekannte, klassische Suche nach der οὐσία¹¹⁵ eines Begriffes abschließen, sondern sie als eine „verfehlt“ anprangern soll.¹¹⁶ Er fragt mit Wittgenstein „Was heißt es, es wissen und es nicht sagen können?“¹¹⁷ und deutet dies mehr als eine Beschreibung denn als Frage: Wir wissen sehr wohl, was ein Spiel ist, aber „[u]nser Wissen hat nur nicht die Form einer Definition“¹¹⁸. Einen Begriff zu kennen, das heißt nach Wittgenstein ihn richtig anwenden zu können, verlangt nicht nach einer Definition wie sie das klassische Sprachbild von uns fordert.

Für Kienzler ist damit klar, dass Wittgenstein Definitionen nicht vollständig ersetzen möchte, sondern lediglich etwas anderes ihre Aufgabe im „Sprachspiel des Erklärens“¹¹⁹ übernehmen muss. Dazu zitiert er Wittgenstein:

„Eine Erklärung dient dazu, ein Mißverständnis zu beseitigen, oder zu verhüten - also eines, das ohne die Erklärung eintreten würde; aber nicht: jedes, welches ich mir vorstellen kann.“¹²⁰

Eine Erklärung in diesem Sinne kann auch das Nennen von (typischen) Beispielen und Gegenbeispielen sein. Geschieht dies nicht willkürlich, sondern sind die Anwendungsfälle einander ähnlich, dann können wir gegenseitig „[d]as gemeinsame Sehen“¹²¹.

In der Alltagssprache kommen strenge Grenzen für die Anwendung von Begriffen erst während oder nach dem Gebrauch ins Spiel: Wir verwenden Sie nur um auftretende Schwierigkeiten zu beseitigen.

Im Gegensatz dazu müssen formale Sprachen oder Kalküle vollständig durch Regeln begrenzt, das heißt ihre wohl geformten Sätze definiert sein. Sie werden sozusagen erst aufgebaut und dann verwendet.

Kienzler deutet Wittgenstein sogar so, dass dieser ein im Gegensatz zur Theorie umgekehrtes Verhältnis der Möglichkeit zwischen exakten Aus-

¹¹⁴[Kienzler 2007, S. 46]

¹¹⁵Wesen, Substanz, Sinn

¹¹⁶Vgl. [PU, § 75]

¹¹⁷[PU, § 75]

¹¹⁸[Kienzler 2007, S. 46]

¹¹⁹[Kienzler 2007, S. 50]

¹²⁰[PU, § 87]

¹²¹[PU, § 72]

drücken und alltäglichem, unexakten Sprachgebrauch beschreibt¹²²: Ein Verständnis von Exaktheit, das heißt eine Übereinkunft, welche Begriffe wir wann als exakt ansehen und damit die Konstruktion einer exakten, formalen Sprache, ist nur mit Hilfe einer bereits mehr oder weniger funktionierenden Alltagssprache möglich:

„Künstliche, „ideale“ Sprachen können wir ja nur dann konstruieren, wenn wir unsere alltäglichen Sprachspiele bereits zur Verfügung haben.“¹²³

Dies meint Wittgenstein, wenn er sich und seine „Unexaktheit“ damit verteidigt, dass sein Gesprächspartner ihm noch eine Definition der Exaktheit schuldig ist.¹²⁴

Damit ist die Familienähnlichkeit für Kienzler nicht mehr als eine Analogie, welche Teil von Wittgensteins Programm ist, Frege zu widersprechen und den tatsächlichen Sprachgebrauch vom strengen logischen Ableiten abzugrenzen¹²⁵.

2.7 Ähnlichkeit und Willkür (Goeres)

R. Goeres unternimmt eine Gesamtbetrachtung von Wittgensteins Philosophie und versucht dabei die enthaltenen und dahinter stehenden Logikkonzeptionen zu bestimmen und zu beschreiben.¹²⁶ Dabei spielt insbesondere in der Analyse der Philosophie des „späten“ Wittgensteins die Familienähnlichkeit eine besondere Rolle:

„[Wittgenstein] sieht sich bei seinen späteren Untersuchungen dazu veranlaßt, eine neu Art von Logik - seine 'Familienähnlichkeitslogik' zu entwerfen, bei der - neben gewissen Denkfiguren der Mathematik - verstärkt Ordnungsprinzipien der Grammatik unserer Sprache Aufnahme finden.“¹²⁷

Goeres bietet also eine Interpretation, die im Kontrast zu den im vorigen Abschnitt geschilderten Überlegungen Kienzlers steht: Die Familienähnlichkeit ist keine Abkehr von der Logik als Werkzeug zur Sprachanalyse, sondern stellt selbst eine neue Logikkonzeption dar. Während die Logik,

¹²²Vgl. [Kienzler 2007, S. 48]

¹²³[Kienzler 2007, S. 48]

¹²⁴Vgl. [PU, § 69]

¹²⁵Vgl. [PU, § 71] und [Kienzler 2007, S. 46]

¹²⁶Vgl. [Goeres 2000, S. 15]

¹²⁷[Goeres 2000, S. 16]

welche Wittgenstein im *Tractatus* aufbaut und verwendet einseitig extensional ist, wechselt Wittgenstein nun laut Goeres zum anderen Extrem und stellt eine Logik auf, die vor allem eine intensionale Begriffsanalyse betreibt.¹²⁸ Dies lag, so Goeres jedoch insbesondere an den logischen Mitteln, welche Wittgenstein zur Verfügung standen:

„Man sieht an den Äußerungen Wittgensteins sehr deutlich, daß er nicht in ausreichendem Maße zwischen Begriffsintension und Begriffsextension unterscheidet und daher nicht die strukturgeflechtlichen Zusammenhänge der Begriffe völlig durchschaut. Ihm stand eine entsprechende, beide Dimensionen integrierende Begriffslehre nach klassisch-logischem Zuschnitt nicht zu Verfügung.“¹²⁹

Die Schwierigkeiten, welche eine Logik der Familienähnlichkeiten den mathematisch geprägten Logiken bereitet, sind nach Goeres nicht durch erstere sondern letztere verursacht: Er behauptet, dass schon das alltagssprachliche „ähnlich“ in der klassischen Aussagenlogik nicht sinnvoll zu beschreiben ist und verwendet daher im weiteren Verlauf den sogenannten Pyramidenformalismus von L. Geldsetzer.¹³⁰ Dieser an Begriffen und ihren Verhältnissen orientierte Formalismus versucht intensionale und extensionale Bedeutung besser zu vereinen.¹³¹

Beim Vergleich von „ähnlich“ und „identisch“ stellt Goeres fest, dass Ähnlichkeit ebenfalls eine Relation ist, jedoch im Gegensatz zur Identität keine Äquivalenzrelation, da sie unter anderem nicht transitiv ist: Zwei Dinge können einander ähnlich sein sowie eines von ihnen einem dritten, ohne dass dieses dem anderen der ersten beiden ähnlich sein muss.¹³²

Ähnlichkeit ist für Goeres eine Relation zwischen Dingen, die gewissermaßen zwischen der Identität und der Nicht-Identität liegt. Dies lässt sich meines Erachtens plausibel machen, wenn Identität als Übereinstimmung bezüglich aller Eigenschaften verstanden wird. Jedoch kann dies auch zu einer falschen Auslegung von Goeres' Beschreibung führen, denn Nicht-Identität verlangt keineswegs die Nicht-Übereinstimmung bezüglich aller Merkmale, ist also nicht das andere Extrem eines linearen Spektrums.

¹²⁸Vgl. [Goeres 2000, S. 116f und 221]

¹²⁹[Goeres 2000, S. 221]

¹³⁰Vgl. [Goeres 2000, S. 281]

¹³¹Vgl. Geldsetzer

¹³²Vgl. [Goeres 2000, S. 280]

Damit ist Familienähnlichkeit für Goeres also eine Relation, die den Raum zwischen Identität und Nicht-Identität beschreibt. Alle diese drei Relationen betreffen die sowohl die Extension als auch die Intension von Begriffen:

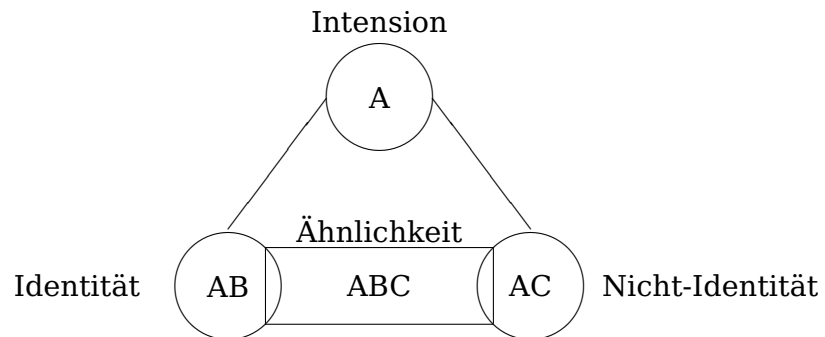


Abbildung 2: Ähnlichkeit im Pyramidenformalismus.
(Vereinfacht nach Goeres¹³³)

Diese pyramidallogische Analyse führt Goeres schließlich dazu, weitere Formalisierungen der Familienähnlichkeit zu verwerfen, bzw. dem gesamten Konzept eine Konsequenz der Willkür zuzuschreiben:

„Ein nach diesem Muster gebildeter dialektischer Junktor erlaubt es, alles mit allem zu verknüpfen und unser Wissen von Welt der völligen Beliebigkeit preiszugeben, indem selbst die Dinge und Sachverhalte, die überhaupt nichts miteinander gemein haben, unter einen 'Familienähnlichkeitsbegriff' gebracht werden - solange sie nur mit demselben Wort bezeichnet werden.“¹³⁴

¹³³Vgl. [Goeres 2000, S. 282]

¹³⁴[Goeres 2000, S. 300]

3 Konsequenzen

3.1 Konsens und Dissens

Die betrachteten Interpretationen weisen meiner Meinung nach folgende Gemeinsamkeiten und Unterschiede auf.

Alle Interpretationen außer die von Bambrough plädieren dafür, dass Wittgenstein von gemeinsamen im Sinne von zugleich notwendigen und hinreichenden Merkmalen spricht.

Was die Frage betrifft, von was schließlich Familienähnlichkeit eine Eigenschaft ist, so vereint Savigny mit der „bringt uns zu“-Formulierung¹³⁵ fast alle hier erläuterten Positionen: Es sind die Gegenstände, die eine Familienähnlichkeit aufweisen, bzw. an denen wir eine solche wahrnehmen. Diese Tatsache bringt uns schließlich dazu, sie mit dem gleichen Begriff zu bezeichnen, was wiederum den Begriff zu einem Familienbegriff macht. Familienähnlichkeit ist also eine Eigenschaft von Dingen. Sie ist *Anlass* für ihre Zusammenfassung unter Familienbegriffen.

Es ist unter den betrachteten Interpretation außerdem Konsens, dass der Disjunktions-Einwand von Wittgenstein abgewehrt werden kann. Zwar unterscheiden sich die dazu von den Autoren eingeschlagenen Strategien, sie laufen jedoch alle darauf hinaus, dass der Einwand an Wittgensteins Sprachbild vorbeigeht.

Fragt man die Interpretationen danach, welche Begriffe nun Familienbegriffe sind, so unterscheiden sie sich doch sehr. Bambrough und Wennerberg geben mit den hinreichend vielen Gemeinsamkeiten bzw. Ketten von solchen noch relativ klare Kriterien an, bei den anderen Autoren werden wir weiterhin auf eine genaue Betrachtung unseres Sprachgebrauchs verwiesen.

Den größten Dissens gibt es meiner Ansicht nach jedoch bei der Frage, wie wörtlich wir den Begriff der *Familienähnlichkeit* selbst bei Wittgenstein verstehen sollen: Nach Kienzler ist das gesamte Konzept „nur“ eine Analogie, nach Savigny weist gerade die Analogie schwächen auf und

¹³⁵Siehe 2.5

nach Goeres ist Wittgensteins Ziel keine Analogie sondern eine reale Beschreibung unserer Sprachverwendung.

3.2 Weitere Beispiele

Deutlich werden Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Interpretationen, wenn wir die Frage bzw. Beispiele an sie richten, welche Wörter Familienbegriffe sind und welche nicht. Daher werden im Folgenden zwei der bereits oben genannten sowie zwei neue Beispiele betrachtet.

Wittgensteins Paradebeispiel „Spiel“ wird von allen Interpretationen bis auf Glock als solches übernommen. Insbesondere die von den Interpretationen aufgestellten Kriterien für Familienbegriffe erfüllt „Spiel“ hervorragend: „Tätigkeit“, „Freude bereitend“, „nach bestimmten Regeln ablaufend“, etc. wäre eine Liste von der sicherlich die meisten Spiele eine bestimmte Anzahl an Merkmalen aufweisen. Und Wittgenstein selbst bietet uns an, allzu verschiedene Spiele wie von Wennerberg gefordert mit einer Kette aus anderen Spielen zu verbinden:

„Schau z.B. die Brettspiele an, mit ihren mannigfachen Verwandtschaften. Nun geh zu den Kartenspielen über: hier findest du viele Entsprechungen mit jener ersten Klasse, aber viele gemeinsame Züge verschwinden, andere treten auf. Wenn wir nun zu den Ballspiele übergehen, so bleibt manches Gemeinsame erhalten, aber vieles geht verloren.“¹³⁶

Der ab und an verschwindende Sessel hingegen bereitet uns auch mit den verschiedenen Interpretationen Schwierigkeiten: Er ist schließlich doch ein sehr konstruiertes Beispiel und es dürfte schwer fallen derartige Gegenstände in einer Liste von Merkmalen bei Bambrough, einer Kette von Merkmalen bei Wennerberg oder nah genug an einem Prototyp unterzubringen. Am unproblematischsten ist für dieses Beispiel wohl die Interpretation von Kienzler: Mit ihm könnten wir sagen, dass Wittgenstein uns hier lediglich ein besonderes fremdes Objekt vorführen will, welches wir dennoch zu einer Familie zählen würden. So wie uns auch ein Mensch begegnen kann, der zu einer uns bekannten Familie von Personen gehört aber ein sehr auffälliges Merkmal aufweist, was keines der anderen Familienmitglieder teilt.

¹³⁶[PU, § 66]

Ein Begriff, der meiner Meinung nach gemäß allen hier genannten Interpretationen ein Familienbegriff wäre, ist „zu Hause“. Seine Bedeutung ist grundlegend von der Situation abhängig: Befinden wir uns im Urlaub und während diesem wiederum auf einem Tagesausflug, so sagen wir, wir gehen „nach Hause“ auch wenn dies nicht die Heimreise sondern nur den Rückweg zum Hotel ankündigt. Bei Personen mit mehreren Wohnsitzen kann die extensionale Bedeutung dieses Begriffs sogar täglich wechseln. Wir bezeichnen mit „zu Hause“ also verschiedene Orte, tun dies aber aus sehr ähnlichen Gründen, die dann eben eine Familie bilden: Es ist oft der Ort, an welchem wir wohnen oder gewohnt haben. Vielleicht aber auch nur ein Ort, an dem wir wichtige Erlebnisse hatten, an welchem wir uns wohlfühlen oder den wir aus anderen Gründen regelmäßig besuchen.

Die Schwierigkeiten, die durch die Bemerkung Wittgensteins entstehen, dass Familienbegriffe historisch entstehen, werden meines Erachtens an folgendem Beispiel sehr gut deutlich: Das Wort „Körper“ wird für drei sehr verschiedene Dinge verwendet: Zum einen den Leib eines Menschen, zum anderen ein dreidimensionales geometrisches Objekt, wie zum Beispiel einen Quader oder eine Pyramide und zum dritten in der Algebra eine Menge auf der zwei Operationen und deren Umkehrungen gegeben sind.¹³⁷ Es gibt nun folgende Argumente dafür und dagegen, dass „Körper“ deswegen ein Familienbegriff sein sollte oder nicht: Dafür spricht, dass es einen linguistischen, historischen Zusammenhang zwischen den Begriffen gibt, denn bereits das lateinische Ursprungswort „corpus“ kann sowohl Leib als auch Gesamtheit bedeuten. Nach Bambrough wäre „Körper“ jedoch sicher kein Familienbegriff und auch nicht nach Wennerberg, denn zwischen dem Leib eines Menschen und dem algebraischen Körper der rationalen Zahlen \mathbb{Q} lassen sich keine Gemeinsamkeiten und auch keine indirekte Verwandtschaft finden. Eine Begriffskette würde hier lediglich historisch erklären, wann welche Analogie oder Verallgemeinerung zu einer weiteren Bedeutung des Begriffs geführt hat. Dagegen spricht schließlich auch, dass Wittgenstein explizit verneint hat, dass Familienähnlichkeit bereits vorliegt, wenn wir ein Wort auf verschiedene Arten und Weisen gebrauchen: Familienbegriffe werden zwar in einer sehr verschiedenen Anzahl von Fällen gebraucht, diese stellen aber eine einzige Familie dar und nicht voneinander ge-

¹³⁷Neben den hier genannten gibt es sogar noch weitere Verwendungen des Wortes: Sowohl der Extrakt eines Weines als auch jeder räumlich ausgedehnter Gegenstand in der Physik werden „Körper“ genannt.

trennte, für sich abgeschlossene Bedeutungen.¹³⁸ Die heutigen Verwendungsweisen von „Körper“ sind jedoch meines Erachtens so unabhängig voneinander, dass es lediglich ein historisch bedingter Zufall ist, dass wir alle diese Dinge so bezeichnen. Dies wird auch klar, wenn man beachtet, dass in der englischen Sprache der algebraische Körper „field“ genannt wird, was überhaupt nicht mehr mit dem für Leib verwendeten „body“ in Verbindung steht.

3.3 Wirkungsgeschichte und Bedeutung

Sowohl für sich als auch als Teil der allgemeinen Kritik am klassischen Augustinischen Sprachbild war und ist Wittgensteins Konzept der Familienähnlichkeit für die Philosophie und andere Wissenschaften von großer Relevanz. Dies ist insbesondere auf den umfassenden Anspruch von Wittgensteins Sprachkritik zurückzuführen, der in den *Philosophischen Untersuchungen* nicht weniger groß ist als im *Tractatus*: Es ist weiterhin sein erklärtes Ziel, diverse große Probleme der Philosophie und anderer Wissenschaften als Scheinprobleme zu entlarven.

Viele Fragestellungen konnten laut Wittgenstein nur entstehen, weil das klassische Sprachbild falsche Verwendungsweisen motiviert, die zu sinnlosen Sätzen führen, welche sozusagen aus dem Sprachspiel ausbrechen und sich nicht mehr an seine Regeln halten. An anderer Stelle in den *Philosophischen Untersuchungen* formuliert Wittgenstein dies so: „Denn die philosophische Probleme entstehen, wenn die Sprache *feiert*.“¹³⁹

Fragestellungen nicht als Sachfragen sondern als Begriffsfragen anzugehen ist nicht unbedingt eine neue Entdeckung Wittgensteins. Die Familienähnlichkeit bietet jedoch eine explizite Möglichkeit diesen Perspektivenwechsel argumentativ zu nutzen:

„The idea that a word may have a family resemblance meaning is now one of the tools of the trade for an analytic philosopher.“¹⁴⁰

Insbesondere in zwei großen Teilgebieten der Philosophie wurde dieses Werkzeug aufgegriffen und sorgte bzw. sorgt weiterhin die Idee der Familienähnlichkeit für neue Ansätze und Theorien.

¹³⁸Vgl. [PU, § 532]

¹³⁹[PU, § 38]

¹⁴⁰Goldstein, zitiert nach [Goeres 2000, S. 296]

In der Ästhetik lässt sich mit Wittgenstein die Frage, ob es einen absoluten, objektiven Begriff des Schönen gibt verneinen und gleichzeitig eine Theorie und Erklärung aufstellen, warum vieles von den meisten Menschen als schön erachtet wird: Es gibt gewissermaßen eine Familie der schönen Dinge. Insbesondere in der Kunstwissenschaft wurde das Konzept aufgegriffen.¹⁴¹ Auch Glock nennt als Kandidaten für Familienbegriffe unter anderem „art“ und „romanticism“ und hält bei diesen eine Definition, wie er sie noch gegen das Beispiel „Spiel“ angeführt hat für unmöglich.¹⁴²

In der Ethik kann im Anschluss an Wittgenstein der Begriff des moralisch Guten als ein Familienbegriff betrachtet werden. Dies eröffnet neue Möglichkeiten, was genau eine Moralthorie wie genau festzulegen hat.¹⁴³

In beiden Disziplinen - Ethik und Ästhetik ließe sich Wittgensteins Aufruf „Denk nicht, sondern schau!“¹⁴⁴ meines Erachtens als Forderung nach mehr Empirie verstehen, das heißt als Aufruf zu untersuchen, in welchem Netz von Familienähnlichkeiten die Dinge und Handlungen stehen, welche wir im Alltag für schön oder gut halten.

Daneben wurde das Konzept der Familienähnlichkeit schließlich auch in verschiedensten nicht primär philosophischen Wissenschaften und Diskursen aufgegriffen und verwendet.

Ein Beispiel dafür ist die Linguistik, in der die Idee der Familienähnlichkeit zuerst in Form der Prototypentheorie aufgegriffen wurde, welche zuerst durch E. Rosch ausgearbeitet wurde.¹⁴⁵ Ähnlich der Interpretation von Glock¹⁴⁶ wird hier in dieser die Bedeutung eines Begriffs als ein Netz vorgestellt, in dessen Mitte stets ein oder mehrere paradigmatische Fälle zu finden sind. Für „Spiel“ könnte dies zum Beispiel Fußball sein, während russisches Roulette in der Topologie der Spiele eher weiter außerhalb liegen würde. Es gibt daneben verschiedene Positionen in der Linguistik, die auf derartige paradigmatischen Fälle verzichten und ganz allgemein Wittgensteins Familienähnlichkeit als mögliche Bedeutungstheorie übernehmen.¹⁴⁷

Die gesamte Wirkungsgeschichte des Begriffs der Familienähnlichkeit zu erläutern würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, daher mögen an dieser Stelle die genannten Beispiele ausreichen.

¹⁴¹Vgl. [Goeres 2000, S. 297]

¹⁴²Vgl. [Glock 1996, S. 123]

¹⁴³Vgl. [Goeres 2000, S. 259]

¹⁴⁴Vgl. [PU, § 66]

¹⁴⁵Vgl. [Rosch, Mervis 1975]

¹⁴⁶Siehe 2.4

¹⁴⁷Vgl. [Rosch, Mervis 1975]

3.4 Fazit

Die teilweise sehr verschiedenen Interpretationen zeigen, dass Wittgensteins Familienähnlichkeit sich auf verschiedene Art und Weise verstehen und weiter denken lässt. Insbesondere was schematische und formale Darstellungen wie die von Bambrough, Wennerberg und Hacker/Baker angeht sind mehrere Interpretationen möglich.

Um auf Bambroughs Behauptung zurück zu kommen, Wittgenstein habe mit der Familienähnlichkeit das Universalienproblem gelöst: Ich denke nicht, dass dies der Fall ist und auch nicht, dass Wittgenstein dies beabsichtigt hat. Ich denke, dass er das Universalienproblem als ein typisches Scheinproblem der Philosophie, welches entsteht, wenn die Sprache feiert, bezeichnen würde. Seine Sprachanalyse fragt nicht nach dem ontologischen Status von Begriffen sondern viel eher nach ihrer praktischen Grundlage.

Nimmt man jedoch das Universalienproblem als sinnvolle Frage an, so würde Wittgenstein meines Erachtens eher dem Nominalismus zustimmen, denn seine Erklärung, dass die Bedeutung von Begriffen im Gebrauch liegt, sowie bereits Kommentare im *Tractatus* deuten darauf hin, dass für ihn alle philosophische Probleme in der Sprache entstehen: „Alle Philosophie ist »Sprachkritik«.“¹⁴⁸

Ein Trend, der sich meines Erachtens in der Folge der hier behandelten Interpretationen erkennen lässt, ist die Neigung zu mehr Formalismen. Und dies in einem doppelten Sinne: Zum einen setzen die meisten Autoren mehr Formalismen ein als Wittgenstein selbst. In seinen Bemerkungen zur Familienähnlichkeit finden sich wenig bis keine allgemeinen Formen von Sätzen oder Aussagen, die Variablen enthalten. Nahezu alle InterpretInnen neigen jedoch dazu, derartige Mittel einzusetzen. Zum anderen werden oft bisherige Interpretationen mit Hilfe neuer formaler Beispiele als inkonsistent oder nicht zu unserer Intuition oder Wittgensteins Kommentaren passend zurückgewiesen, so zum Beispiel bei Bambrough, Wennerberg sowie Baker und Hacker.

Außerdem scheinen mir die meisten Interpretationen zu sehr über die Dinge, die bezeichnet werden und zu wenig über die Gesamtsituationen, das heißt die Anwendungsfälle von Begriffen als ganzes zu sprechen. In Wittgensteins Sprachspielen soll die Bedeutung der Begriffe im Gebrauch von diesen liegen und nicht nur nicht in einem gemeinsamen

¹⁴⁸[TLP, § 4.0031]

Merkmal bestehen, sondern auch nicht in einem irgendwie anders garteten Verhältnis ihrer Merkmale zu unserem Sprachgebrauch. Familienähnlichkeit ist demnach für mich auch kein Konzept, das hinreichend erklärt, warum wir Begriffe so verwenden, sondern lediglich warum wir dies *können*.

Wittgensteins Sprachbild ist meines Erachtens nicht der Versuch, kausal zu erklären, wie oder warum Sprache funktioniert, sondern lediglich eine Beschreibung zu liefern, die uns erkennen lässt, dass wir Begriffe zwar nicht gemäß strenger Definitionen gebrauchen, aber deswegen noch lange nicht willkürlich.

Die hier genannten Interpretationen vermeiden es, neben den Tatsachen, dass die Familienähnlichkeit vor allem in den *Philosophischen Untersuchungen* geschildert wird und sie dem *Tractatus* an einigen Stellen widerspricht, eindeutige Zuordnungen zu machen, ob sie ausschließlich zur frühen oder späten Philosophie Wittgensteins gehört. Goeres gibt sogar einige Hinweise auf frühe Versionen des Konzepts in früheren Texten und Gesprächen Wittgensteins.¹⁴⁹

Ich denke man kann davon ausgehen, dass Wittgenstein den Begriff der Familienähnlichkeit selbst auch als einen Familienbegriff ansieht und es deshalb vermeidet, Kriterien für Familienbegriffe zu liefern. Statt dessen liefert er uns Beispiele und tut damit das gleiche, was wir seiner Meinung nach tun würden, wenn wir jemandem den Begriff „Spiel“ beibringen würden.¹⁵⁰

Familienbegriffe sind daher auch nicht notwendig „weniger brauchbar“ als solche, die eindeutig über ein notwendiges und hinreichendes Prädikat definiert werden können. Ich glaube darin lag die große Bedeutung und Nutzbarkeit des Konzeptes der Familienähnlichkeit für viele weitere philosophische Argumente und auch für andere Wissenschaften.

Festzuhalten bleibt, dass Wittgenstein mit seiner Konzeption der Sprachspiele und insbesondere der enthaltenen Familienähnlichkeit eine keineswegs einfache und unproblematische aber eine starke Alternative zum klassischen Sprachbild geliefert hat, die viele alltagssprachliche Phänomene besser erklären kann. Und genauso ist festzuhalten dass seine Bemerkungen wie im Vorwort der *Philosophischen Untersuchungen* angekündigt nicht auf Anhieb eine konsistente Theorie liefern.

¹⁴⁹Vgl. [Goeres 2000, S. 167ff]

¹⁵⁰Vgl. [PU, § 69]

Auf die in der Einleitung gestellte Frage „Was ist ein Spiel“ schließlich gibt Wittgenstein in der *Philosophischen Grammatik* die folgende Antwort, welche vor allem die Interpretation von Goeres gerechtfertigt erscheinen lässt:

„Übrigens behalte ich mir vor, in jedem neuen Fall zu entscheiden, ob ich etwas zu den Spielen rechnen will oder nicht.“¹⁵¹

¹⁵¹[PG, § 73]

4 Formalisierungen

In einem letzten Teil dieser Arbeit möchte ich nun darauf eingehen, in wie weit sich das Konzept der Familienähnlichkeit formalisieren lässt, das heißt ob sich Wittgensteins grundlegende Idee mit dem Instrumentarium der klassischen Aussagen- und Prädikatenlogik beschreiben lässt.

Dabei werde ich insbesondere die Punkte an denen sich die erläuterten Interpretationen unterscheiden mit einbeziehen. Um die in 1.5 genannten Fragen formal zu beantworten, können wir uns die beiden Klassen¹⁵² der Begriffe und der Prädikate vorstellen und uns fragen, welche Relationen der Art „Das Merkmal ... ist notwendiges oder hinreichendes Kriterium für die Anwendung des Begriffs ...“ es nach den verschiedenen Interpretationen zwischen deren Elementen überhaupt geben kann und welche den beteiligten Begriff zu einem Familienbegriff machen.

Ausblickend möchte ich dann eine Analogie ziehen zwischen dem Konzept der Familienähnlichkeit und dem Komprehensionsaxiom bzw. seiner Ablehnung im Rahmen der Grundlagenkrise der Mathematik während des letzten Jahrhunderts. Dazu soll dessen Aussage zunächst ausführlich erläutert werden.

4.1 Konventionen und Schreibweisen

Neben den üblichen Junktoren $\neg, \wedge, \vee, \rightarrow, \leftrightarrow$ und Quantoren \forall, \exists werde ich in den folgenden Formalisierungen die unten stehenden Symbole verwenden. Außerdem verwende ich $:\leftrightarrow$ als Symbol für Äquivalenzdefinitionen, bei denen das Definiendum links und das Definiens recht steht.

Für die Eigenschaft, Element einer Klasse oder Menge zu sein wird hier zur besseren Unterscheidung nicht die prädikative sondern die mengentheoretische Schreibweise mit \in verwendet, was insbesondere eine Einschränkung der relevanten Expansion von Quantoren vereinfacht.

¹⁵²Aufgrund der Antinomien, die durch die Verwendung des naiven Mengenbegriffs verbunden mit einer Logik zweiter Ordnung entstehen, soll hier nicht von Mengen gesprochen werden. Für eine kurze Erläuterung der Unterschiede zwischen Mengen und Klassen siehe auch 4.8.

a, b, c	Individuenkonstanten
x, y, z	Individuenvariablen
F, G, H	Begriffe
F, G, H	Variablen für Begriffe
P, Q, R	Merkmale/Prädikate
P, Q, R	Variablen für Merkmale/Prädikate
α, β, γ	Meta-Variablen
\mathbb{B}	Klasse der Begriffe
\mathbb{F}	Klasse der Familienbegriffe
\mathbb{P}	Klasse der Merkmale

Damit ist klar, dass wir mit einer Notation wie Fx keine Prädikation im gleichen Sinne wie Px meinen können. Mit Wittgenstein gesprochen können wir sagen, dass die Bedeutung des F nicht auf die gleiche Art angegeben werden kann wie die des P : Sie liegt nicht in der Menge der Dinge, sondern im Gebrauch von F selbst. Daher scheint es mir angemessen, Fa als Symbol für „wir wenden den Familienbegriff F auf a an“ und nicht für „ a ist ein F “ zu verstehen.

Im Rahmen dieses Formalismus ist es also nun mein Ziel, den Satz

$$F \in \mathbb{F}$$

zu erläutern und sofern möglich äquivalente Sätze aufzustellen.

4.2 Mehrstellige Familienbegriffe

Eine Frage, welche sich meines Erachtens durch die Formalisierung von Familienähnlichkeit ergibt, ist die, ob auch mehrstellige Prädikate Familienbegriffe sein können, das heißt ob nicht nur einfache generelle Termini, sondern auch Prädikate die Beziehungen zwischen Einzeldingen beschreiben, Familienbegriffe sein können. Von den hier behandelten Interpretationen spricht nur die von Savigny dagegen, da sie nur Eigenschaftswörter und Eigennamen als Familienbegriffe zulässt.¹⁵³

Ein Beispiel für solch einen mehrstelligen Familienbegriff wäre meiner Meinung nach „Freundschaft“ im Sinne der Relation „ x ist mit y befreundet“. Es scheint mir keine notwendigen und hinreichenden Merkmale zu geben, wann wir eine Beziehung zwischen zwei Menschen Freundschaft nennen.

¹⁵³Siehe 2.5

Meines Erachtens schließt Wittgenstein derartige Familienbegriffe nicht aus und die Frage ist für sich genommen bereits interessant, ihre Antwort hat aber wohl wenig bis keine Auswirkung auf andere formale Überlegungen zur Familienähnlichkeit, da der Unterschied zwischen einstelligen und mehrstelligen Prädikaten für grundsätzliche Existenzaussagen der hier behandelten Form nicht von Bedeutung ist.

Denn dadurch müssten nur in allen folgenden Formeln entsprechende Ersetzungen der Art $\exists P_1^2, \dots, P_n^2 : Fx \leftrightarrow \Phi(P_1^2, \dots, P_n^2)$ an Stelle von $\exists P_1, \dots, P_n : Fx \leftrightarrow \Phi(P_1, \dots, P_n)$ vorgenommen werden, wobei Φ für den jeweils betrachteten Satz steht, der die Familienähnlichkeit mit Hilfe der Merkmale beschreiben soll. Zum Zwecke der Übersichtlichkeit werde ich also auf eine Verallgemeinerung mit mehrstelligen Prädikaten verzichten, meiner Ansicht nach lassen sich aber alle folgenden Sätze entsprechend verallgemeinern.

4.3 Mehrere Merkmale oder Ketten

Bambroughs Beispiel¹⁵⁴ lässt sich mit folgenden Extensionen für fünf Prädikate A, B, C, D, E festhalten:

$$A = \{b, c, d, e\}, B = \{a, c, d, e\}, C = \{a, b, d, e\}, \\ D = \{a, b, c, e\}, E = \{a, b, c, d\}$$

Eine gemeinsame Eigenschaft der Dinge a, b, c, d, e lässt sich hier folgendermaßen definieren:

$$Px : \leftrightarrow \exists Q, R, S, T \in \{A, B, C, D, E\} : (Qx \wedge Rx \wedge Sx \wedge Tx)$$

Verallgemeinert man Bambroughs Beispiel und verlangt, dass es für jeden Familienbegriff gelten soll, so erhält man für alle $F \in \mathbb{F}$ die folgende Aussage:

$$\exists P_1, \dots, P_m : (\forall x (Fx \leftrightarrow \exists Q_1, \dots, Q_n \in \{P_1, \dots, P_m\} : (Q_1x \wedge \dots \wedge Q_nx))) \quad (BAM)$$

Das heißt zu F gibt es m Merkmale P_1, \dots, P_m , so dass ein Ding genau dann mit F bezeichnet wird, wenn es von diesen mindestens n aufweist. Dabei setzen wir stillschweigend voraus, dass es sich sowohl bei den P_i als auch den Q_i um verschiedene Merkmale handelt, auch wenn dieses in der Formel BAM nicht zum Ausdruck kommt. Außerdem verzichten wir zur besseren Übersichtlichkeit auf einen Zusatz $\exists m, n \in \mathbb{N}$.

¹⁵⁴Siehe 2.1

Lehnen wir mit Wennerberg Bambroughs Modell zumindest als Prototyp eines Familienbegriffs ab, so bietet es sich an, nach einer Formalisierung der von Wennerberg vorgeschlagenen Ketten zu suchen. Dazu können wir zunächst die Extensionen für dessen Beispiel betrachten:

$$\begin{aligned} A &= \{e\}, B = \{d, e\}, C = \{c, d, e\}, D = \{b, c, d, e\}, \\ E &= \{a, b, c, d\}, F = \{a, b, c\}, G = \{a, b\}, H = \{a\} \end{aligned}$$

Auch die Aussage, dass jeweils zwei der Dinge a, b, c, d, e durch eine Kette von Dingen verbunden werden kann, in der jeweils „benachbarte“ Gegenstände gemeinsame Eigenschaften haben, lässt sich nun eindeutig festhalten.

Um die Formalisierung zu vereinfachen bieten sich zwei Vorbereitungen an: Zum einen können wir statt in jeder Formel die Menge aller betrachteten Merkmale $\{A, B, C, D, E, F, G, H\}$ zu wiederholen das Symbol \mathbb{P} einsetzen. Außerdem sei folgendermaßen das zweistellige Prädikat R^2 definiert, welches besagt, dass zwei Subjekte (mindestens) eine Eigenschaft gemeinsam haben:

$$R^2\alpha\beta : \leftrightarrow \exists \mathbb{P} \in \mathbb{P} : (\mathbb{P}\alpha \wedge \mathbb{P}\beta)$$

Damit können wir nun Wennerbergs Aussage, dass je zwei Elemente in seinem Beispiel eine indirekter Verwandtschaft aufweisen, folgendermaßen notieren:

$$\begin{aligned} \forall x, y \in \{a, b, c, d, e\} : \exists z_1, \dots, z_n \in \{a, b, c, d, e\} : \\ (R^2xz_1 \wedge \forall i \in \{1, \dots, n-1\} : R^2z_i z_{i+1} \wedge R^2z_n y) \end{aligned}$$

Eine weitere Verallgemeinerung davon bringt uns zu folgender Aussage über jeden Familienbegriff $F \in \mathbb{F}$:

$$\begin{aligned} \forall x, y : Fx \wedge Fy \rightarrow \exists z_1, \dots, z_n : Fz_1 \wedge \dots \wedge Fz_n : \\ (R^2xz_1 \wedge \forall i \in \{1, \dots, n-1\} : R^2z_i z_{i+1} \wedge R^2z_n y) \end{aligned} \quad (WEN)$$

Bei beiden bisher aufgestellten Sätzen *BAM* und *WEN* ist zu beachten, dass sie zwar eine positive Aussage darstellen, da sie angeben, was für das Vorliegen eines Familienbegriffs der Fall sein muss. Sie liefern aber kein negatives Kriterium sondern sind nur eine Art Mindestanforderung. Anders formuliert sind *BAM* und *WEN* notwendig, damit F ein Familienbegriff ist, aber nicht hinreichend. Denn beide Forderungen werden auch von exakten Begriffen erfüllt: Dazu können wir uns zum Beispiel in *BAM* mit $m = n = 1$ und $P_1 = Q_1$ vorstellen.

Eine formale Sicht auf Familienähnlichkeit sollte auch die negativen Teile beachten, das heißt, sie soll zeigen, was bei Familienbegriffen *nicht* möglich ist, um nicht das ungewollten Ergebnis zu erhalten, dass alle und damit auch exakte Begriffe „mindestens“ Familienbegriffe sind. Im nächsten Abschnitt soll daher auf die Frage eingegangen werden, wie sich die negative Aussage, dass es keine zur Begriffsanwendung notwendig und hinreichenden Merkmale gibt festhalten lässt.

4.4 Notwendig und Hinreichend

Die beiden zu Beginn in 2.2 genannten Lesarten nach Wennerberg lassen sich folgendermaßen formalisieren und unterscheiden. Zunächst die starke Forderung an einen Familienbegriff F sowie zwei daraus ableitbare Sätze:

$$\begin{aligned} & \neg \exists \mathbf{P} \in \mathbb{P} : \forall x : (Fx \rightarrow Px) && (FAM_{stark}) \\ & \vdash \forall \mathbf{P} \in \mathbb{P} : \exists x : \neg(Fx \rightarrow Px) \\ & \vdash \forall \mathbf{P} \in \mathbb{P} : \exists x : (Fx \wedge \neg Px) \end{aligned}$$

Wenn F ein Familienbegriff ist, so gibt es also zu jedem Merkmal ein Ding, so dass dieses Ding mit dem Familienbegriff bezeichnet wird und nicht dieses Merkmal aufweist. Lesen wir den Existenzquantor nicht ontologisch, sondern als „Es ist vorstellbar, dass es ein Ding gibt, so dass gilt ...“ so entspricht dies Wennerbergs Argumentation, dass wir uns zu jedem Merkmal, das vielleicht allen bisher unter einen Familienbegriff fallenden Dingen gemeinsam ist, ein Ding vorstellen können, das genau dieses Merkmal nicht aufweist, welches wir aber dennoch mit F bezeichnen würden.¹⁵⁵

Die schwache Lesart behauptet hingegen nur:

$$\neg \exists \mathbf{P} \in \mathbb{P} : \forall x : (Fx \leftrightarrow Px) \quad (FAM_{schwach})$$

Ein einfacher Beweis im Kalkül des natürlichen Schließens zeigt, dass aus FAM_{stark} bereits $FAM_{schwach}$ folgt.

4.5 Der Disjunktions-Einwand

Einer der meist diskutierten Einwände gegen die Familienähnlichkeiten ist der von Wittgenstein selbst eingebrachte Disjunktions-Einwand. Dieser und die Diskussion um seine Abwehr bieten sich auf Grund seiner Art

¹⁵⁵Vgl. [Wennerberg 1998, S. 50f]

besonders für formale Betrachtungen an: Sei $F \in \mathbb{F}$ ein Familienbegriff und seien a, b, c genau die mit ihm bezeichneten Dinge. Dann konstruiert der Disjunktion-Einwand in einer einfachen Form mit

$$P\alpha : \leftrightarrow (\alpha = a \vee \alpha = b \vee \alpha = c) \quad (DIS)$$

ein Prädikat, für das $\forall x(Fx \leftrightarrow Px)$ gilt, wodurch für den gegebene Begriff $F \in \mathbb{F}$ die Aussage $FAM_{schwach}$ und damit auch FAM_{stark} nicht der Fall sein kann.

Wittgenstein lehnt die in *DIS* konstruierte P als Prädikat ab. Dies lässt sich, wenn auch konträr zur Interpretation von Baker und Hacker¹⁵⁶, so deuten, dass Wittgenstein die Disjunktion von Identitäten als eine Eigenschaft zweiter Ordnung oder zweiten Typs ansieht.

Eine parallele zu Russells Typentheorie wie sie in der *Principia Mathematica* beschrieben wird ist hier also durchaus gegeben. Im *Tractatus* sagt Wittgenstein über die Typentheorie:

„Kein Satz kann etwas über sich selbst aussagen, weil das Satzzeichen nicht in sich selbst enthalten sein kann (das ist die ganze »Theory of Types«).“¹⁵⁷

Auch bei der von Baker und Hacker besprochenen „Ableitung“ von Begriffen kann uns eine Formalisierung meines Erachtens weiterhelfen, gerade weil sie das, was Wittgensteins imaginärer Gesprächspartner, welcher den Einwand anbringt, übersieht, ebenfalls nicht direkt darstellen kann. Im Folgenden sei das Symbol $\alpha_1, \dots, \alpha_n \rightsquigarrow \beta$ im Sinne von Baker und Hacker eine Abkürzung für die Relation „Aus den Begriffen $\alpha_1, \dots, \alpha_n$ lässt sich der Begriff β ableiten.“ Wir würden im Alltag also zum Beispiel eine Ableitung der folgenden Art vollziehen und zwei Begriffe mit einer Disjunktion zu einem zusammenfassen:

$$r, s \rightsquigarrow r \vee s$$

Eine von Baker und Hacker vorgeschlagene Umkehrung wäre dann zum Beispiel:

$$r \vee s, r \wedge \neg s \rightsquigarrow r$$

¹⁵⁶Es ist klar, dass die zweite Möglichkeit der Widerlegung des Disjunktion-Einwands, dass es zwar solch ein konstruiertes Prädikat geben kann, dieses aber nicht wesentlich relevant für den Sprachgebrauch ist, nicht mit diesem Formalismus betrachtet werden kann. Daher wird hier nur die erste betrachtet.

¹⁵⁷[TLP, § 3.332]

Das Problem dieser Schreibweise ist nun, dass sie einen nicht-elementaren Satz von der Art $r \vee s$ immer bereits als einen solchen darstellt. Baker und Hacker wollen aber darauf hinaus, dass eine Person einen $r \vee s$ entsprechenden Begriff verwendet, der als elementarer auftritt, das heißt dessen Möglichkeit der Aufspaltung in zwei Disjunkte der Person nicht bewusst sein muss.

Nehmen wir einmal an, dass jemand für Dinge die rot oder quadratisch sind über einen elementaren Begriff verfügt und diesen konsistent verwendet, sowie einen weiteren ebenfalls elementaren Begriff für Dinge die rot und nicht quadratisch sind, dann ist es vorstellbar, dass diese Person die roten Dinge beschreiben würde als die Dinge, auf die beide Begriffe zutreffen. Dies scheint mir die Kernaussage von Baker und Hacker zum Disjunktions-Einwand zu sein.

Eine Widerlegung des Disjunktions-Einwandes ist meines Erachtens auch auf folgendem Wege möglich, der eine Variation von Russells Antinomie wie sie unter anderem ausgiebig in der *Principia Mathematica* erläutert wird ¹⁵⁸ für zweistellige Prädikate darstellt.

Oben wurde bereits das Prädikat R^2 definiert.¹⁵⁹ Wenn wir davon ausgehen, dass es keine Gegenstände ohne irgendwelche Eigenschaften gibt, können wir festhalten, dass R^2 reflexiv ist. Außerdem ist R^2 symmetrisch, denn auf Grund der Symmetrie von \wedge lässt sich leicht zeigen, dass auch $\forall x, y (R^2xy \leftrightarrow R^2yx)$ gilt. Wie auch Goeres erwähnt ist R^2 jedoch keine Äquivalenzrelation, da ihr die dafür nötige dritte Merkmal der Transitivität nicht erfüllt ist.

Solche reflexiven und symmetrischen aber nicht-transitiven Relationen eignen sich, um mit ihnen Variationen von Russells Antinomie aufzubauen. Dazu genügt es, noch eine Negation einzufügen und zu überprüfen, ob die dadurch erhaltene Relation selbstreferenziell sein kann. Das Gemeinsamhaben einer Eigenschaft P kann jedoch nicht eine Eigenschaft der gleichen Art oder Stufe wie P sein, denn sonst wäre die Eigenschaft „Mit einem der fünf Dinge a, b, c, d, e keine Eigenschaft gemeinsam haben“ eine Eigenschaft, die genau diese fünf Dinge zugleich gemeinsam haben und nicht gemeinsam haben müssten.

Genauer gesagt darf also der Existenzquantor in der Definition von R^2 nicht über ein Gebiet expandieren, in welchem R^2 selbst vorkommt.

¹⁵⁸Vgl. [PM, S. 86ff]

¹⁵⁹Siehe 4.3.

4.6 Eine Interpretationsübersicht und Arbeitsdefinition

In der folgenden Tabelle habe ich versucht die im zweiten Teil behandelten Interpretationen nach ihrer Vereinbarkeit mit bzw. Zustimmung zu den formalisierten Sätzen einzuordnen:

	<i>BAM</i>	<i>WEN</i>	<i>FAM_{schwach}</i>	<i>FAM_{stark}</i>
Bambrough	✓✓	✓		⚡
Wennerberg	⚡	✓		
Baker und Hacker	⚡		✓✓	⚡
Glock	⚡	✓	✓✓	
Savigny	⚡		✓✓	⚡
Kienzler	⚡		✓	✓
Goeres	⚡		✓✓	✓✓

Tabelle 1: Übersicht der Interpretationen.

In Tabelle 1 soll ✓✓ bedeuten, dass der Autor der jeweiligen Aussage explizit zustimmt, ✓ hingegen, dass die Interpretation meines Erachtens diese Aussage impliziert. Ein ⚡ schließlich steht dafür, dass die Interpretation dieser Aussage widerspricht. Eine Leerstelle soll andeuten, dass keine dieser Verbindungen besteht.

Zusammenfassend möchte ich folgende Äquivalenz über die Gesamtheit der Familienbegriffe aufstellen, welche die positive Aussage *WEN*, dass es zwischen zwei bezeichneten Dingen eine Kette von Gemeinsamkeiten gibt, mit der negativen *FAM_{stark}*, dass es keine zugleich hinreichende und notwendige Eigenschaft gibt, verbindet:

$$F \in \mathbb{F} \leftrightarrow ([\forall x, y : Fx \wedge Fy \rightarrow (\exists z_1, \dots, z_n : Fz_1 \wedge \dots \wedge Fz_n \wedge (R^2xz_1 \wedge \forall i \in \{1, \dots, n-1\} : R^2z_i z_{i+1} \wedge R^2z_n y))] \wedge [\neg \exists P \in \mathbb{P} : \forall x : (Fx \rightarrow Px)])$$

Diese Äquivalenz kann meiner Ansicht nach als Arbeitsdefinition für den formalen Umgang mit Familienbegriffen dienen.

4.7 Intension und Extension

In der formalen Logik und der Semantik werden grundsätzlich zwei Arten der Bezugnahme auf Dinge oder Eigenschaften unterschieden: Der *intensionale* Gehalt (auch Begriffsinhalt genannt) ist die Art und Weise mit der auf Dinge Bezug genommen wird. Im Gegensatz dazu ist der

extensionale Gehalt (auch Begriffsumfang genannt) die Gesamtheit der Dinge auf die Bezug genommen wird.

Zum Beispiel ist die Extension des Begriffs „alle bisherigen Präsidenten der Vereinigten Staaten“ eine Menge, zu der unter anderem George Washington und Barack Obama gehören. Die Intension des Begriffs ist hingegen die Eigenschaft, jemals Präsident der Vereinigten Staaten gewesen zu sein.

Diese Unterscheidung ist sinnvoll, weil wir mit ihr sinnvoll über den Unterschied zwischen zwei Begriffen sprechen können, die „das gleiche bedeuten“. Dadurch lassen sich Probleme wie das folgende klassische Beispiel besser beschreiben.

Angenommen, Paul glaubt, dass der Abendstern 700 Mio. km weit entfernt ist. Wir wissen, dass „Abendstern“ und „Morgenstern“ extensional identisch sind, nämlich während der meisten Zeit des Jahres beide die Venus sind. Können wir dann auch darauf schließen, dass Paul glaubt, dass der Morgenstern 700 Mio. km weit entfernt ist? Dies können wir nur, wenn auch Paul weiß, dass „Abendstern“ und „Morgenstern“ das gleiche bezeichnen und wir ihm eine gewisse Rationalität unterstellen. Weiß er dies nämlich nicht, oder kennt er sogar den Begriff des Morgensterns überhaupt nicht, so wäre es falsch oder unsinnig von ihm zu sagen, dass er irgendetwas vom Morgenstern glaubt.

Wir können auch sagen: Paul glaubt, dass das Ding, welche er als Morgenstern kennt 700 Mio. km weit weg ist. Die Begriffe „Morgenstern“ und „Abendstern“ sind extensional äquivalent, das heißt sie verweisen auf den gleichen Stern. Sie haben aber verschiedene Intensionen, nämlich zum einen die Eigenschaft, morgens am Himmel der hellste Stern zu sein, zum anderen am Abend der hellste Stern am Himmel zu sein.

Solche Sprechweisen und Situationen in denen wir extensional äquivalente Begriffe, welche auch *koreferentiell* genannt werden, nicht *salva veritate* durcheinander ersetzen können, werden auch *intensionale Kontexte* genannt. Solche Kontexte werden insbesondere von epistemischen Verben wie „glauben“, „meinen“, „hoffen“ oder „wünschen“ erzeugt.

Mit dieser Differenzierung können auch in der formalen Logik zwei Arten von Definitionen unterschieden werden: Intensionale Definitionen verwenden einen einzelnen Begriff oder eine Beschreibung um die Gesamtheit der unter diese Definition fallenden Dinge festzulegen. Dies können zum Beispiel Eigenschaften der bezeichneten Dinge sein. Extensionale Definitionen hingegen sind schlicht eine Liste der Dinge, die zu diesem Begriff zählen sollen.

Ein einfacher Fall von intensionalen Definition sind einstellige Prädikate, so ist zum Beispiel $M := \{x \mid x \text{ ist rot} \}$ die intensionale Definition der Menge aller roten Dinge. Und wäre „ x_1, x_2, x_3, \dots “ eine vollständige Liste aller roten Dinge, so wäre $M := \{x_1, x_2, x_3, \dots\}$ eine dazu äquivalente extensionale Definition.

4.8 Das Komprehensionsaxiom

Um bei Formalisierungen von Begriffen beide Arten von Bezugnahme erfassen zu können, liegt es nahe sie miteinander zu verbinden, das heißt auszumachen, wie und unter welchen Bedingungen sich eine jeweils andere äquivalente Definition aufstellen lässt. Eine Richtung dieser Verbindung stellt das sogenannte Komprehensionsaxiom her: Es fordert, dass es zu jedem Prädikat eine Menge gibt, welche genau die Elemente enthält, die das Prädikat erfüllen. Es fordert also zum Beispiel eine Menge aller Tische, aller Katzen und aller Bücher. Damit verlangt es also zu jeder intensionalen Definition eine extensionale.¹⁶⁰

Die Formulierung „dass es eine Menge gibt“ ließe sich nun nach verschiedenen Positionen zum ontologischen Status von logischen Objekten wie zum Beispiel Mengen deuten. Dies ist aber für die hier behandelten Konsequenzen des Komprehensionsaxiom vorerst nicht relevant. Wichtig ist nur, dass diese Formulierung behauptet, dass wir mit den Werkzeugen der Mengenlehre Aussagen über diese Menge machen. Wir können sie also unter anderem mit anderen Mengen vergleichen und den Durchschnitt oder die Vereinigung bilden.

Ich behaupte, wir können hier bereits erahnen, dass es zwischen dem so formulierten Komprehensionsaxiom und der Familienähnlichkeit widersprüchliche Zusammenhänge gibt.

Das Komprehensionsaxiom in der oben verwendeten Formulierung führt jedoch für sich allein bereits zu Widersprüchen, die durch Russells Antinomie aufgedeckt wurden: Dass etwas im Sinne der naiven Mengenlehre nicht sich selbst enthält ist eine Eigenschaft. Also muss es nach dem allgemeinen Komprehensionsaxiom eine Menge der Dinge geben, die diese Eigenschaft besitzt. Für diese Menge kann jedoch nicht geklärt werden,

¹⁶⁰Der umgekehrte Weg, also von einer extensionalen Beschreibung zu einer intensionalen zu kommen, gilt im Allgemeinen als unproblematisch: Die Tatsache, dass ein Ding zu einer Menge gehört, also ein Satz der Art $a \in M$ liefert bereits ein wohldefiniertes Prädikat $Px :\leftrightarrow x \in M$.

ob sie sich selbst enthält. Tut sie es, dann tut sie es nach ihrer Definition nicht und umgekehrt.

Daher wird in der axiomatisierten Mengenlehre, wie sie zum Beispiel von E. Zermelo und A. Fraenkel begonnen und später nach ihnen benannt wurde die Unterscheidung zwischen *Mengen* und *Klassen* gemacht: Für die Wohldefiniertheit von Mengen sind einige Einschränkungen notwendig, so verlangt man zum Beispiel, dass eine Menge niemals sich selbst enthalten darf, damit die soeben geschilderte Antinomie nicht mehr auftreten kann. Für Klassen hingegen ist dies weiterhin möglich. Diese verhalten sich dann jedoch nicht mehr wie Mengen, das heißt zwischen ihnen lässt sich zum Beispiel nicht immer der Durchschnitt bilden.¹⁶¹

Statt dem Komprehensionsaxiom wird dann meist nur noch ein Schema für lokale Komprehensionsaxiome eingeführt: Nach diesem ist es zwar nicht möglich, zu jedem Prädikat eine entsprechende Menge zu finden, sondern nur von einer gegebenen Menge die Teilmenge genau der Elemente, welche das Prädikat aufweisen.¹⁶²

In der *Principia Mathematica*, Russells und Whiteheads bekanntem Versuch Mathematik ausschließlich auf formaler Logik mit möglichst wenigen Axiomen aufzubauen, erscheint die wünschenswerte Aussage des Komprehensionsaxioms ebenfalls in abgewandelter Form und wird als *Reduzibilitätsaxiom* bezeichnet.¹⁶³ Diese Bezeichnung und die genaue Formulierung ergeben sich durch die zuvor von Russell und Whitehead aufgestellte Typentheorie. Diese ordnet alle Funktionen und somit insbesondere Prädikate¹⁶⁴ danach, welche anderen sie als Argument haben können, wobei eine Funktion eines gewissen Typs keine Funktion des gleichen oder eines höheren Typs als Argument haben darf. Die Funktionen des niedrigsten Typs heißen *prädikative* Funktionen und sie dürfen somit überhaupt keine anderen Funktionen als Argumente haben. Russell und Whitehead legen also fest:

„Das Reduzibilitätsaxiom ist die Annahme, daß es, wenn eine Funktion ϕx gegeben ist, eine damit formal äquivalente *prädikative* Funktion gibt, d. h. eine prädikative Funktion, die wahr ist, wenn ϕx wahr ist, und falsch, wenn ϕx falsch ist.“¹⁶⁵

¹⁶¹Vgl. [Kunen 1980, S. 10ff]

¹⁶²Vgl. [Kunen 1980, S. xv]

¹⁶³Vgl. [PM, S. 81]

¹⁶⁴Russell und Whitehead fassen mit „Funktionen“ alle Wahrheitsfunktionen zusammen, die bei Einsetzung eines Arguments wahr oder falsch werden können. Dies können zum Beispiel einfache Prädikate sein.

¹⁶⁵[PM, S. 81]

Eine Übertragung dieser Aussage und der an dieses Zitat anschließenden Formel „ $\vdash: (\exists \Psi) : \phi x. \equiv_x . \Psi!x.$ “¹⁶⁶ in die hier verwendeten Schreibweisen der Prädikatenlogik ergibt meiner Meinung nach eine Aussage, welche weiterhin der Familienähnlichkeit widerspricht. Denn wenn wir Begriffe als Funktionen höheren Typs verstehen und als prädikative Funktionen einstellige Prädikate zulassen, dann tauschen Russell und Whitehead lediglich die Forderung nach einer Menge gegen die nach einem Prädikat ein:

$$\forall F \in \mathbb{B} : \exists P \in \mathbb{P} : \forall x : (Fx \leftrightarrow Px)$$

4.9 Eine Analogie

Da das Komprehensionsaxiom zu Widersprüchen führt, können wir davon ausgehen, dass seine Negation wahr ist. Es bietet sich daher an, auch die Negation der letzten Aussage näher zu betrachten. Dann erhalten wir durch einen Quantorentausch die folgende Aussage:

$$\exists F \in \mathbb{B} : \underline{\neg \exists P \in \mathbb{P} : \forall x : (Fx \leftrightarrow Px)}$$

Der unterstrichene Teil entspricht der oben aufgestellten und von der Arbeitsdefinition implizierten Aussage $FAM_{schwach}$.¹⁶⁷

Meines Erachtens bietet sich nicht nur wegen der Ähnlichkeit der beiden Formeln eine Analogie an, die ich im Folgenden erläutern möchte: Es ist nach Wittgenstein bei Familienbegriffen nicht möglich, zu jedem Begriff hinreichend und notwendige Merkmale seiner Anwendungsfälle zu finden. Er liefert also mit den Familienbegriffen solche, die die allgemeine Forderung des Komprehensionsaxiom unmöglich machen. Im Gegensatz zu Russells Antinomie sind es jedoch keine mit Hilfe von Negationen und Selbstreferenz konstruierten Begriffe, sondern Wittgenstein entnimmt diese Behauptung einer Beobachtung der Alltagssprache.

Ich möchte damit nicht behaupten, dass es Wittgensteins Absicht war, mit der Familienähnlichkeit das Komprehensionsaxiom oder auch die Position von Russell anzugreifen, sondern lediglich, dass sich hier eine Analogie zwischen sehr ähnlichen Denkmustern aufstellen lässt.

¹⁶⁶Vgl. [PM, S. 81] Die Formel wird hier nur der Vollständigkeit halber genannt. Eine Erläuterung der Unterschiede zwischen der heute üblichen Notation und der von Russell und Whitehead, besonders was die Verwendung von Scheinvariablen und Punkten angeht, erscheint vor dem Hintergrund der im nächsten Abschnitt behandelten Fragen von geringem Nutzen.

¹⁶⁷Einen ähnlichen Zusammenhang zwischen dem Universalienproblem und Russells Antinomie stellt auch W. Detel her. Er tut dies um mit einem formalen Argument den strengen Platonismus zu widerlegen. Siehe dazu [Detel 2007, S. 25f].

Auf der Seite Wittgensteins verwerfen wir die klassische Augustinische Bedeutungstheorie, auf der anderen Seite ist es die naive Mengenlehre, die sich als widersprüchlich herausstellt.

Und so wie dort das Wegfallen des Komprehensionsaxioms nicht die Logik und Mathematik unmöglich oder unbrauchbar macht, so zerstört auch die Familienähnlichkeit nicht die Sinnhaftigkeit der Sprache, da sie wie im zweiten und dritten Teil der Arbeit geschildert nicht zwingend zur Willkür führt.

4.10 Mögliche Einwände

Ein Einwand gegen diese Analogie könnte der folgende sein, der die von ihr vorgenommene Gegenüberstellung umkehrt: Die Anwendungsfälle eines Begriffs lassen sich auch mit einer extensional definierten Menge vergleichen anstelle mit einem Prädikat. Wir sollten daher vielleicht eher ein Prädikat auf der einen Seite mit der notwendigen und hinreichenden Definition eines Begriffs auf der anderen Seite verbinden und die Menge der Dinge die das Prädikat erfüllen mit der Gesamtheit der Anwendungsfälle eines Begriffs.

Weitere Einwände dieser und anderer Art wären sicherlich auch mit Hilfe von Wittgensteins eigenen Kommentaren zu den Grundlagen der Mathematik möglich. Um diesen näher nachzugehen wäre jedoch eine genaue Betrachtung von Wittgensteins Werken zur Philosophie der Mathematik notwendig welche an dieser Stelle zu weit gehen würde. Abschließend sei daher als Entgegnung nur ein Zitat aus dem Beginn einer Vorlesung über die Grundlagen der Mathematik, welche Wittgenstein 1939 in Cambridge gehalten hat, gegeben. Dort sagt Wittgenstein über die Bedeutung und Interpretation von mathematischen Formeln und Beweisen das folgende:

„Gelegentlich äußere ich vielleicht neue Interpretationen, aber nicht, um sie als die richtigen zu empfehlen, sondern um zu zeigen, daß die alte Interpretation genauso willkürlich ist, wie die neue. Ich erfinde die neue Interpretation nur deshalb, um sie der alten an die Seite zu stellen und zu sagen: »Hier entscheide dich, such's dir aus.«¹⁶⁸

¹⁶⁸[VLGdM, S. 14]

4.11 Ausblick

Die Behauptung, dass es Familienbegriffe gibt, lässt sich meines Erachtens formal als Ablehnung des Komprehensionsaxiom auffassen.

Dies erlaubt zusammen mit der hier gegebenen Arbeitsdefinition, entgegen den Interpretationen, welche Familienähnlichkeit lediglich als ein weiteres Argument für die Feststellung „Sprache ist mehr als Logik erfassen kann“ verstehen, das Konzept innerhalb eines logischen Formalismus zu verwenden anstatt diesen völlig verwerfen zu müssen.

Ich glaube, dass es Parallelen gibt zwischen der Erkenntnis Wittgensteins, dass wir Begriffe ohne strenge Definition im Sinne des Augustinischen Sprachbildes verwenden, und der formalen Notwendigkeit, zwischen Prädikaten und Mengen zu unterscheiden. Ob die Bedeutung eines Begriffs aus der Gesamtheit der bezeichneten Dinge besteht oder in seinem Gebrauch entspricht der Frage, ob unser alltäglicher Sprachgebrauch durch intensionale oder extensionale Definitionen konstituiert wird.

Und auch wenn diese Überlegungen - wie nach manchen Interpretationen das Konzept der Familienähnlichkeit auch - nicht mehr und nicht weniger als eine interessante Analogie sein mögen, so bieten sie eine gute Gelegenheit die Zusammenhänge und Übergänge von *Wittgenstein-1* und *Wittgenstein-2* zu betrachten.

„Die Ergebnisse der Philosophie sind die Entdeckung irgendeines schlichten Unsinn und Beulen, die sich der Verstand beim Anrennen an die Grenze der Sprache geholt hat. Sie, die Beulen, lassen uns den Wert jener Entdeckung erkennen.“¹⁶⁹

¹⁶⁹[PU, § 119]

Literaturverzeichnis

- [TLP] Wittgenstein, L.: Tractatus logico-philosophicus. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 2006.
- [BB] Wittgenstein, L.: Das Blaue Buch. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 2008.
- [PG] Wittgenstein, L.: Philosophische Grammatik. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 2009.
- [PU] Wittgenstein, L.: Philosophische Untersuchungen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 2006.
- [BdGM] Wittgenstein, L.: Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 2006.
- [VLGdM] Diamond, C. (Hrsg.): Schriften 7: Wittgensteins Vorlesungen über die Grundlagen der Mathematik, Cambridge, 1939. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main. 1984.
- [Baker, Hacker 1983] Baker, G. und Hacker, P.: An analytical commentary on Wittgenstein's Philosophical investigations. Wiley-Blackwell, Oxford, 1983.
- [Bambrough 1960] Bambrough, R.: Universals and Family Resemblances. Erste Veröffentlichung in: Proceedings of the Aristotelian Society, Vol. 61, S. 207-222. Blackwell, 1960.
Hier zitiert nach Wiederabdruck in: Landesman, C. (Ed.): The Problem Of Universals. Basic Books, New York, London, 1971.
- [Buchholz 2006] Buchholz, K.: Ludwig Wittgenstein. Campus Verlag, Frankfurt am Main, 2006.

- [Detel 2007] Detel, W.: Grundkurs Philosophie / Metaphysik und Naturphilosophie: BD II. Reclam, Stuttgart, 2007.
- [Gasking 1960] Gasking, D.: Clusters. In: Australasian Journal of Philosophy. Vol. 38, Iss. 1, 1960. S. 1-36.1960.
- [Geldsetzer 1987] Geldsetzer, L.: Logik. Scientia, Aalen, 1987.
- [Glock 1996] Glock, H.: A Wittgenstein Dictionary. Blackwell, Oxford, 1996.
- [Goeres 2000] Goeres, R.: Die Entwicklung der Philosophie Ludwig Wittgensteins unter besonderer Berücksichtigung seiner Logikkonzeptionen. Königshausen & Neumann, Würzburg, 2000.
- [Kienzler 2007] Kienzler, W.: Ludwig Wittgensteins »Philosophische Untersuchungen«. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt, 2007.
- [Kunen 1980] Kunen, K.: Set theory: an introduction to independence proofs. Elsevier, North-Holland, Amsterdam, 1980.
- [Mühlhölzer 2010] Mühlhölzer, F.: Braucht die Mathematik eine Grundlegung? Ein Kommentar des Teils III von Wittgensteins *Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik*. Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main, 2010.
- [Nicod 1920] Nicod, J.: A Reduction in the number of the Primitive Propositions of Logic. In: Proceedings of the Cambridge Philosophical Society 19, Cambridge, 1920.
- [Parmenides] Martens, E. (Hrsg): Platon: Parmenides. Griechisch / Deutsch. Reclam, 1986.
- [Rosch, Mervis 1975] Rosch, E. und Mervis, C.: Family resemblances: Studies in the internal structure of categories. In: Cognitive Psychology, Vol. 7, Iss. 4, S. 573-605. 1975.

- [Savigny 1994] Savigny, E.: Wittgensteins „Philosophische Untersuchungen“. Klostermann, Frankfurt am Main, 1994.
- [Schulte 2001] Schulte, J.: Wittgenstein. Eine Einführung. Reclam, Stuttgart, 2001.
- [Tetens 2009] Tetens, H.: Wittgensteins »Tractatus« Ein Kommentar. Reclam, Stuttgart, 2009.
- [Wennerberg 1998] Wennerberg, H.: Der Begriff der Familienähnlichkeit in Wittgensteins Spätphilosophie. In: Savigny, E. (Hrsg.): Ludwig Wittgenstein - Philosophische Untersuchungen, S. 41-69. Akademie Verlag, Berlin, 1998.
- [PM] Whitehead, A.N. und Russell, B.: Principia Mathematica - Vorwort und Einleitungen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 1986.

Danksagung

Ich bedanke mich bei Herrn Prof. Dr. Christoph Demmerling für Auswahl und Annahme des Themas sowie für die Beratung und inspirierende Seminare im Verlauf meines Studiums.

Für helfende Gespräche und Kommentare danke ich besonders Pauline Fleischmann sowie Pia und Anne Gattinger.

Nicht zuletzt danke ich Hans Gattinger für meine erste Einführung in die formale Logik ohne sie als solche zu bezeichnen oder zu kennen.

Erklärung

Ich versichere hiermit, dass ich die Arbeit selbstständig verfasst, keine anderen, als die angegebenen Hilfsmittel verwandt und die Stellen, die anderen benutzten Druck- und digitalisierten Werken im Wortlaut oder dem Sinn nach entnommen sind, mit Quellenangaben kenntlich gemacht habe. Diese Versicherung gilt gegebenenfalls für Zeichnungen, Skizzen sowie bildliche und sonstige Darstellungen.

Marburg, den 05.12.2011